Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben

von

J. L. Kober.

Fünfzehnter Jahrgang.

Zwanzigster Band.

Záwiš von Rosenberg.

III.

Prag, 1860.

Kober & Markgraf.

(Früher: J. L. Kober.)

Záwiš von Rosenberg,

genannt von Falkenstein.

Historischer Roman

von

Elfried von Taura.

Dritter Band.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

Inhalt.

Záwiš von Rosenberg.

Dritter Theil.

„Ei du Sonne, liebe Sonne,
Ei du bist wohl trauervoll?
Warum scheinst du auch auf uns,
Auf uns armes Volk? –
Wo der Fürst? Wo unser Kriegsherr?
– – – – – – – – – – –
Wer erwehrt uns nun des Feinds,
Armes Vaterland?“

„Grämt euch nicht! Klagt nicht ihr Kmeten!
Wieder, seht, sprießt euch das Gras,
Das so lang zertreten von
Fremdem Rosseshuf! —
Windet Kränze aus Feldblumen!
Eurem Retter windet sie!
Wieder grünt die junge Saat, –
Alles ändert sich!“ —

Königinhofer Handschrift.

Erstes Capitel.

Trauervoll klangen die Glocken von den hundert Thürmen Prags. Weinend strömte das Volk in Massen zu den Altären, um zu dem König der Könige für die ewige Ruhe ihres gefallenen Königs zu beten. Der Strahl von Rom hielt sie nicht ab, dem Helden und Landesvater die letzte Ehre zu erweisen, dessen Gebeinen nicht einmal bei denen seiner Väter zu ruhen vergönnt war.

Im Dome zu St. Veit lag die königliche Witwe in tiefer Trauer am St. Wenzel's Grabe, ein Bild des Jammers und der Klage. Der tragische Ausgang ihres Gemahls hatte alle Flecken, die sonst auf seinem Bilde gelegen, vertilgt, er stand vor ihr nur noch als der todesmuthige Held, der kräftige Herrscher, der liebevolle Gatte und Vater. Darum war ihr Schmerz rein, ihre Trauer tief und wahr.

Viele Tage klangen die Trauerglocken, viele Tage strömte das Volk zu den Altären zu weinen und zu beten, viele Tage lag die Königin in Schmerz zerflossen auf ihren Knieen im Dome zu St. Veit.

Zu der Klage um den König gesellte sich im ganzen Lande Böhmen die Klage zahlloser Väter und Mütter, Brüder und Schwestern und Bräute um die Stützen ihres Alters, oder die Freude und Hoffnung ihres Lebens. Denn die Blüthe des böhmischen Volkes lag erschlagen auf dem Schlachtfelde an der March, oder stauete ertrunken die Fluthen dieses Stromes.

Eine Königin in solchem Schmerz und ein Volk in solchem Leid sollten der Welt heilig sein, vor ihnen sollten Rache und Haß und was sonst die feindliche Hand bewehrt, in frommer Scheu die Waffen senken.

Hatte König Otakar die Majestät des deutschen Reiches beleidigt, sein tragischer Tod hatte die Beleidigung gesühnt, das Reich hatte genommen, was des Reiches war, ein schuldloser Knabe erbte die erledigte Krone Böhmens, und dem Sieger hätte es wohl angestanden, den Waisen zu schützen, statt ihn zu bekriegen. Aber Kaiser Rudolf rückte in Mähren ein, ließ sein Heer plündern, sengen und brennen und wehrloses Landvolk zu Gefangenen machen. Da erschraken die Bürger in den Städten und die Barone auf den Burgen, und sie fand-

ten Abgeordnete in das Lager des Siegers, ihm die freiwillige Unterwerfung anzubieten. Das gefiel ihm wohl, er „nahm sie auf als seine Getreuen, ertheilte den Städten manche Freiheiten und machte Brünn, das ihn mit hohen Ehrenbezeugungen in seinen Mauern empfing, zur freien Stadt des deutschen Reiches“.

War im Lande Böhmen Einer, dem König Otakar Unrecht gethan, sein Verlangen nach Sühne mußte gestillt sein, und seine Pflicht wäre es gewesen, sich mit allen wehrhaften Böhmen um den verwaisten Thron zu schaaren und das Erbe der königlichen Waisen und mit ihm die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu schirmen. Aber als die verwitwete Königin, durch die Kunde von den Dingen, die in Mähren geschahen, aus ihrem Jammer aufgeweckt, sich nach den Stützen des Thrones umsah, fand sie nur ein kleines Häuflein Getreuer um sich her, aber viel falsche Freunde, von denen sie wußte, daß sie nur Gewinn im allgemeinen Unglück suchten.

Derjenige, auf den sie am ersten die Hoffnung eines erfolgreichen Kampfes gegen den äußern Feind hätte setzen können, lag, wie sie durch Sezema von Wittingau erfahren, fern im Oesterreicher Lande an schweren Wunden darnieder, die er sich in dem Versuche, seinen königlichen Gegner zu retten, geholt.

Zwar warf sich ein verwandter Fürst zum Schützer

auf, dem es nicht an Macht und kriegerischen Eigenschaften fehlte: Otto, genannt der Lange, Markgraf von Brandenburg, Gemahl von Otakar's Schwester Beatrix. Der wollte Vormund des Thronerben und Reichsverweser sein und versprach als solcher das Land mit brandenburgischer Heeresmacht zu schützen. Allein da er mit der Königin, die ihn als einen habsüchtigen Herrn kannte, nie auf freundlichem Fuße gestanden, so fand er es für gut, mit jener Partei am böhmischen Hofe, welche der Königin in der letzten stürmischen Zeit gegenüber gestanden, in Unterhandlung zu treten und mehr durch deren Gunst, als durch die Zustimmung der Königin seine Absichten zu erreichen. Mehr als den siegreichen kaiserlichen Gegner fürchtete die Königin einen solchen Schützer.

Sie neigte sich daher zu der Ansicht hin, daß es das Beste sei, mit dem Kaiser auf Grundlage der Wiener Artikel Frieden zu machen. Ihre Getreuen, der Oberst-Kanzler M. Peter, Hynek von Duba, ihr Unterkämmerer Gregor von Dratschitz, ihr Oberst-Kämmerer Jaroslaw von Krawař, so wie die Räthe Mutina von Kostomlat und Andreas von Kamčihora, pflichteten ihr nach reiflicher Erwägung der Umstände bei, und so ward der Beschluß gefaßt, einen Gesandten mit dem Friedensantrage in das kaiserliche Lager zu schicken. Jaro=

slaw von Krawař ward mit der Sendung betraut. Insgeheim sandte die Königin Sezema von Wittingau nach Dürrenkrut, um sich nach Záwiš' Befinden zu erkundigen und ihn zu bitten, daß er, sobald er genesen, nach Prag komme, um ihr in dieser bedrängten Zeit mit Rath und That beizustehen.

Die Gegenpartei hatte aber nicht sobald von dem Schritte der Königin Kunde erhalte, als sie einen Boten an den Markgrafen Otto absandte und ihn einlud, sofort nach Prag zu kommen und sich der Regierung zu bemächtigen, die sie mit Leib und Gut zu unterstützen versprach.

Während sich so die Keime eines neuen Bürgerkrieges entwickelten, war Dalemil das wachsame Auge des Prager Volkes. Ihm entging weder, was auf Seiten der Königin geschah, noch mit welchen Anschlägen die Gegenpartei umging. Seinem altczechischen Sinn gefiel es wenig, daß man mit dem deutschen Kaiser einen Frieden schließen wollte, den König Otakar mit seiner und des böhmischen Volkes Ehre nicht verträglich gefunden hatte; aber er wußte nun auch, daß von der Partei, die jetzt diesem Frieden entgegen war, nichts Gutes für das Vaterland ausgehen konnte. Und da es einen dritten, bessern Weg nicht gab, so entschied er sich für den Schritt der Königin als von zwei Uebeln das kleinste.

Dalemil erkundschaftete, daß die Gegner der Königin zu Gunsten des Brandenburgers rüsteten, daß sie mit ihm sich der Hauptstadt und der königlichen Familie bemächtigen und so die Verwaltung des Reiches erzwingen wollten. Er theilte diesen Anschlag der Königin mit und beschwor sie, wieder in den Königshof zu übersiedeln und sich mit ihren Kindern unter den Schutz der treuen Bürger von Prag zu stellen. Dann ermahnte er die Bürger auf ihrer Hut zu sein und ihre Stadt und die ihnen sich anvertrauende königliche Familie fein zu wahren.

Die Königin folgte dem Rathe Dalemil's und bezog mit ihren Kindern wieder die Räume, in welchen sie einst mit Záwiš köstliche Stunden verlebt. Hier ward sie wieder recht lebhaft an ihn erinnert, und täglich ward der Wunsch in ihr lebendiger, ihn in ihrer verwaisten und bedrängten Lage als Schützer und Berather um sich zu haben. Mit Sehnsucht erwartete sie Sezema's Rückkehr, der ihr Kunde von dem verwundeten Freunde bringen sollte.

Mittlerweile erschien ihr Abgesandter an den Kaiser wieder und brachte einen kaiserlichen Gesandten in der Person des Bischofs von Basel mit. Dieser überreichte der Königin ein theilnahmvolles Schreiben seines Herrn, worin er ihr anzeigte, daß er mit ihrem Gesandten einen Friedensvertrag abgeschlossen, den sie gewiß billig finden

werde. In diesem Vertrage war festgestellt, daß es bei der früher ausbedungenen Vermählung der beiderseitigen Kinder sein Verbleiben haben solle, daß er, der Kaiser, bis zur Mündigwerdung des Königs die Regierung von Böhmen übernehmen und der Königin zum Leibgedinge auf Troppau und andere Gebiete 3000 Mark verschreiben wolle. Wäre sie mit diesen Bedingungen einverstanden, so möge sie den Eid über den Vertrag in die Hand des Bischofs ablegen.

„Was würde Záwiš hierzu sagen?" dachte die Königin, als sie das Schreiben zusammenfaltete. „Die Bedingungen erscheinen den Umständen nach mild — aber kann man wissen, was sich dahinter verbirgt? Daß Herr Rudolf so viel Gewicht auf die doppelte Verbindung mit dem böhmischen Königshause legt, deutet das nicht an, daß er von der schwächlichen Leibesbeschaffenheit des einzigen männlichen Sprossen vom Stamme Přemysl einen baldigen Heimfall der böhmischen Krone an sein Haus erwartet? Würde dann nicht Böhmen eine Provinz des deutschen Reiches werden? Ist das nicht ein unerträglicher Gedanke für ein so treues Czechenherz, wie es in der Brust Záwiš' von Falkenstein schlägt? O daß er hier wäre, daß ich seinen Rath vernehmen könnte! Ich möchte nicht gern etwas thun, was er mißbilligt. Ich will den Meister Dalemil fragen; er ist auch ein guter Czeche." Und sie ließ den Gelehrten rufen.

Dalemil erschien. Die Königin theilte ihm die von dem Kaiser gestellten Friedensbedingungen und ihre Bedenken darüber mit, und forderte ihn auf, seine Meinung frei darüber zu äußern.

„Eure Hoheit hat ganz Recht, wenn sie hinter der Heirathsklausel die uralte deutsche Lüsternheit nach der Krone Böhmen erblickt,“ sagte der Gelehrte. „Früher kam sie als Wolf, aber da brach sie sich die Zähne aus an den Fäusten und Keulen und Eisenherzen des böhmischen Volkes; d'rum kommt sie nun als Fuchs, in der Hoffnung, so bessere Geschäfte zu machen. Das sieht so freundlich, so wohlwollend aus: der Kaiser verheirathet seine Kinder mit den Kindern vom Hause Přemysl — die Vortheile scheinen für beide Theile so ganz gleich — aber der Fuchs hat die Häupter seiner Lieben gezählt und die Häupter der Přemysliden, da hat er gefunden, um wie viel reicher beastet sein Stammbaum ist als der Přemyslidische, um wie viel größer die Hoffnung der Habsburger auf das böhmische Erbe als umgekehrt ist. Dennoch hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht — er weiß wahrscheinlich nicht, daß nach einer uralten heiligen Weissagung unseres Volkes der Stamm Přemysl's nie ausstirbt. Eure Hoheit kennt doch die Weissagung?“

„Ich habe wohl von ihr vernommen,“ antwortete die Königin, „aber darf man auf sie bauen?“

„Kein echtes Böhmenherz zweifelt an ihre Wahrheit, an ihren göttlichen Ursprung,“ erklärte Dalemil. „Auch ist sie durch eine sechshundertjährige Geschichte bewährt, mehr als einmal hat der Stamm der Přemysliden seinem Ende nahe geschienen, und immer hat er wieder neue kräftige Zweige getrieben. Es hat also mit der schlauen Rechnung des Habsburgers auf die böhmische Erbschaft wohl gute Wege. Leider ist es mit Böhmen dahin gekommen, daß es die ihm von dem Kaiser gestellten Friedensbedingungen als äußerst glimpfliche erkennen und lieber der Großmuth des Siegers vertrauen muß, als auf die eigene Kraft und auf den Beistand derjenigen, welchen allerdings die Sorge für die Wohlfahrt Böhmens am nächsten läge.“

„Ihr meint also, daß ich die Bedingungen annehmen und auf sie hin Frieden schließen soll?“ fragte die Königin.

Dalemil bejahte die Frage und ward entlassen. Noch berief die Königin ihre Räthe, und als auch diese ihr zur Annahme der von dem Kaiser gestellten Bedingungen dringend riethen, leistete sie den Eid in die Hand des Bischofs von Basel, der hierauf unverzüglich in das kaiserliche Lager zurück reiste.

Bald zeigte es sich, wie nothwendig die der Bürgerschaft Prags anempfohlene Sicherstellung ihrer Stadt ge=

gen einen feindlichen Ueberfall und die Stellung der königlichen Familie unter ihren Schutz war. Im Osten Prags sammelte sich ein Heer der Gegner der Königin und über das Görlitzer Gebirge kam Otto von Brandenburg mit 400 geharnischten Reitern herein, um sich an die Spitze dieses Heeres zu stellen und mit ihm die Hauptstadt zu erobern.

Mit bangem Herzen sah die Königin den neuen Stürmen entgegen. Zwar durfte ihr bei dem entschlossenen Muthe und der Anhänglichkeit der Prager wegen ihrer und der Ihrigen Sicherheit nicht bange sein; aber ihr bangte für das, neuen Kriegesschrecken ausgesetzte Land. Natürlich zog nun der Kaiser mit Heeresmacht herbei, um seine Ansprüche gegen den brandenburgischen Markgrafen und dessen Anhang durchzusetzen. Und es vergingen kaum vierzehn Tage, so mußte sie vernehmen, wie sich die beiden feindlichen Heere zwischen Kuttenberg und Sedletz kampfgerüstet gegenüber standen.

Um diese Zeit erschien Sezema von Wittingau wieder vor ihr und übergab ihr einen Brief. Sie erschrak, als sie sah, daß die Aufschrift nicht von Záwiš' Hand war. Aber Sezema beruhigte sie durch die Erklärung, daß sein Vetter sich zwar auf dem Wege der Besserung befinde, aber noch nicht wohl im Stande sei die Feder zu führen; deßhalb habe er seinem ihn pflegenden Schwa-

ger Hroznata den Brief in die Feder dictirt. Der Brief lautete:

„Die Theilnahme, welche Eure Hoheit ihrem getreuesten Diener auf seinem Siechbette erweist, rührt mich zu tiefster Dankbarkeit. Sie war für mich ein stärkender Balsam um so mehr, als sie mir mit der Mittheilung kund ward, mit welchem erhabenen Muthe Eure Hoheit das ungeheure Schicksal trägt, das der Unerforschliche über den Sternen über Euch verhängt hat. Dieser Muth, einer Königin und der Gemahlin eines Helden würdig, wird und muß einst dem geschlagenen Vaterlande herrliche Früchte tragen. Beweist er doch an mir eine wunderbare, erlösende und erhebende Kraft. Ich lag da mit dem wunden, zum Tode erschöpften Leibe, ein verzagter, trostloser, verzweifelnder Mensch; ich sah vor mir nichts als Verwirrung, Elend und Untergang des Heiligsten, für das meine Seele glühte. In meinen Fieberträumen sah ich die Gestalt des Königs sich aus dem Todtenschrein, über den keines Priesters Mund ein Gebet gesprochen, erheben, zu einem riesigen Engel des Gerichtes emporwachsen und als solcher über die böhmische Erde schreiten und das Volk vernichten, aus dessen Schooße die hervorgegangen, die ihn verriethen; ich sah mein schönes Vaterland zu einem Schlachtfelde aller Gräuel und Ungeheuer der Erde werden und endlich zu einer ungeheuren

Gräberstätte. Im Wachen verfolgte mich der Gedanke, daß in dem Schicksale seines größten Königs das Schicksal Böhmens vorgebildet sei, denn gerade daß ein Mann von solchen Geistesgaben, männlichen und Herrschertugenden, ein Fürst, der Böhmen zu seiner höchsten Blüthe erhoben, den uralten Bau des böhmischen Reiches in seinem Innersten lockerte und löste, bis er selbst mit ihm zusammenbrach, das erschien mir als ein Zeichen, daß die Vorsehung den Untergang Böhmens beschlossen habe. Darum war mir das Leben verhaßt, ich verklagte das Schicksal, das mich nicht mit dem Könige hatte sterben lassen, ich riß mir den Verband von meiner gefährlichsten Wunde, um mich zu verbluten, und es wäre geschehen, hätte nicht mein treuer Pfleger zur rechten Zeit den Verband erneuert. Da kam mein Vetter Sezema mit der Botschaft von Eurer Hoheit. Er sagte mir, wie besorgt Ihr um mich wäret mitten in Eurem großen Schmerz, und wie dieser Schmerz zwar Eure Kniee gebeugt vor dem Altar des Herrn und Euer Auge getrübt durch Thränen, aber wie er Euern königlichen Muth nicht zu beugen und Euren hellen Geist nicht zu trüben vermocht. Letzteres erkannte ich auch an dem Wege, den Ihr zur Rettung des Vaterlandes eingeschlagen. Seit dieser erhebenden Botschaft ist es anders mit mir geworden; ich sehe die Dinge wieder in einem freundlichen Lichte, ich

hoffe wieder für mein Vaterland und wünsche wieder zu leben. Die gräßlichen Fieberträume sind von mir gewichen, und in meiner Trauer um den großen Todten verkenne ich nicht mehr, nach welchem nothwendigen und heilsamen Lebensgesetze der Völker er zu Grunde gehen mußte. Das Leben eines Volkes soll nicht nach dem Willen eines Einzelnen, der über ihm steht, sich bestimmen, sondern es soll sich frei aus den in ihm selbst liegenden Lebensbedingungen, aus seiner natürlichen, geistigen und leiblichen Beschaffenheit entwickeln und gestalten, gerade wie eine Pflanze oder ein Thier, oder richtiger wie ein vollkommener gesteigerter Mensch. Und je gesunder, je lebenskräftiger ein Volkswesen ist, desto weniger scheint es zu dulden, daß ein einzelner, über ihm stehender Menschenwille ihm Art und Gang seiner Entwickelung und Lebensgestaltung aufdringe. Darnach wäre unseres Heldenkönigs Fall in seinem Grunde eher ein hoffnungsvolles Zeichen für die Zukunft unseres Vaterlandes, als ein zur Verzweiflung nöthigendes. König Otakar hatte unter den Königen seiner Zeit nicht seines Gleichen an Schärfe des Verstandes, Kraft des Willens, Kunst die Menschen zu beherrschen, kurz an Allem, was einen großen Herrscher macht. Als Feldherr gehörte er zu den größesten aller Zeiten; er war der Alexander der Christenheit und der slavischen Welt. In seinem Geiste leb-

ten kühne, große Gedanken, und er besaß die Mittel, sie zu verwirklichen. Er würde sie verwirklicht haben, hätte er es in Einem nicht versehen, hätte er das innerste Lebensgesetz seines Volkes geachtet. Er wollte ein großes Slavenreich gründen, und opferte altslavische Einrichtungen und Gesetze fremden Einrichtungen und Gesetzen auf; er wollte seine Völker glücklich machen, aber in seiner Weise und mit gewaltthätiger Beseitigung dessen, was in den alten Volksgewohnheiten und Rechten der Art, wie er beglücken wollte, hemmend entgegenstand. Sein Schicksal bewies, daß vor dem, der die Geschicke der Welt lenkt, das natürliche Lebensgesetz eines Volkes mehr gilt, als der edelste Wille des glorreichsten Herrschers. Es ist wahr, König Otakar hatte fast allenthalben in seinen Landen die untere, mithin die zahlreichste Volksklasse für sich, somit hätte es scheinen können, als regiere er im Geiste seines Volkes; aber der Geist eines Volkes bricht sich in den bewußtlosen Individuen der Masse nur in matten Strahlen, erst in den Kreisen, die sich ihres lebendigen Zusammenhanges und Wirkens mit der Geschichte des Volkes klar bewußt sind, sammeln und verdichten sich die Strahlen zu einem sicheren Abbilde des Gesammtgeistes, und in diese Kreise griff der König mit schonungsloser Willkür hinein. So empörten sich diese Kreise wider ihn, und wie immer die Verletzung des

Maßes und der gesetzlichen Schranken auf der einen Seite, die gleiche Verletzung auf der andern Seite nach sich zieht — wie ein aus seinem Gleichgewicht gebrachter Wagebalken auf der einen Seite sich gerade um so viel hebt, als er auf der andern sich senkt — so erzeugte die Nichtachtung alter Gesetze und Rechte von Seiten des Königs ganz natürlich Ungesetzlichkeit und Widerspänstigkeit auf der verletzten Seite. Doch dies wisset Ihr ja Alles besser, als ich es Euch sage. Es geziemt sich jetzt nicht mehr bei den Irrthümern des gefallenen Königs zu weilen, sondern wir müssen seine edle Gesinnung betrachten und alle die guten und großen Eigenschaften, die ihn zu einem der größten Männer aller Zeiten machen. Beugen wir uns in Demuth vor der Macht, die einen so großen König fallen ließ, weil sie nicht wollte, daß das Volk der Czechen zu einer willenlosen Herde herabsänke, und getrösten wir uns der Hoffnung, daß der Erbe, den er dem Lande hinterlassen, an der Hand seiner weisen und tugendhaften Mutter zu einem echten Böhmenkönig, zu einem König, auf dem der Geist Libuša's und Přemysl's ruht, erblühen werden. Ja, das ist der eigentliche Ankergrund der Hoffnung, die mich von Neuem beseelt, daß ich den künftigen Lenker meines Vaterlandes ganz in die Hand der erhabenen Frau gegeben weiß, die sich so liebevoll mit dem Geiste unseres Volkes

verständigt und so klar erkannt hat, was dem Vaterlande noth thut: sie wird uns einen König bilden, der sein Volk versteht, das Lebensgesetz desselben erkennt und als die Grundlage seines Regimentes anerkennt. Möge Gott Eurer Hoheit zur Erfüllung der ebenso schönen als schweren Pflicht, uns einen solchen König zu geben, seinen gnadenvollen Beistand geben! — Die erste Bedingung, daß Euch Euer Werk gelinge, ist freilich der Friede. Ich bin daher ganz mit Eurer Hoheit Schritte, einen solchen herzustellen, einverstanden; ich sehe ein, daß Eurer Hoheit nichts Besseres offen steht. Gleichwohl erbebt mein Herz bei dem Gedanken, daß die Partei, welche Euern Gemahl durch ihre Rathschläge zu seinem Sturze trieb, sich diesem Frieden mit Gewalt widersetzen könne. Wie ich höre, ist sie dazu entschlossen, trifft sie dazu eifrige Anstalten. Was kann daraus entstehen, als ein neuer unseliger Krieg, ein Krieg auf böhmischer Erde, ein Bürgerkrieg? Und in diesen schrecklichen Krieg sehe ich Euch mitten hineingestellt, indeß ich hier an das Siechbett gefesselt liege und nicht zu Euch eilen kann, Euch in voller Wahrheit zu sein, was Ihr mich einst huldreich nanntet: Euer Paladin. Ich kann nichts thun, als Eure Hoheit beschwören: laßt es um Gottes willen zu keinem Kriege in Böhmen kommen! Tragt bei den streitenden Parteien auf ein Schiedsgericht an, das die beiderseitigen An-

sprüche prüfe und danach entscheide: ein Schiedsgericht aus Vertrauensmännern beider Theile mit einem unparteiischen Obmann. Ich empfehle Euch meinen Vetter Sezema als gewandten Unterhändler und Euch treuergebenen Diener — sendet ihn an die Häupter beider Theile, daß er sie für die schiedsrichterliche Entscheidung gewinne. Euere Hoheit verzeihe mir, daß ich mich erdreiste, ihr Rath zu ertheilen, aber ich that damit, was ich nicht lassen konnte, und Eurer Hoheit oft bewährte Huld ermuthigte mich dazu. Möge mir Gott bald Kraft verleihen, Euch durch Thaten zu dienen. Bis dahin werde ich nicht aufhören für Euch zu beten."

Während die Königin diesen Brief las, hingen Sezema's Blicke unverwandt an ihren Mienen. Sein kaltes, mehr von Verstand als von Gefühl zeugendes Gesicht verrieth große Befriedigung über die tiefe Rührung, welche sich in jenen Mienen abzeichnete. Durch die Spuren der Trauer, die noch auf ihnen lagen, trat zu wiederholten Malen der Glanz eines geheimen Entzückens, einer hohen Bewunderung, durch die Thränenschleier der Augen leuchtete oft ein Strahl der Freude. Und dann gesellte sich wohl ein sarkastischer Zug zu dem Ausdruck der Befriedigung auf Sezema's Antlitz.

Die Königin fragte ihn, ob er von dem Rathe seines Vetters in Bezug auf den bevorstehenden Streit un=

terrichtet sei, und als er bejahete, ob er sich der ihm zugedachten Sendung unterziehen wolle. Sezema betheuerte, daß er kein anderes Glück kenne, als Ihrer Hoheit zu dienen; sie möge nach Gefallen über ihn verfügen.

„Es kommt mir nicht zu, über eine so wichtige Angelegenheit allein zu entscheiden," sagte die Königin hierauf; „Ich werde sie meinen Räthen zur Begutachtung vorlegen. Sollte ich Eures Dienstes dann bedürfen, so werde ich Euch rufen lassen; lange sollt Ihr nicht auf Entscheidung warten müssen."

Die Königin war im Herzen schon für Záwiš' Rath entschieden, und als sich Sezema verabschiedet hatte, beschloß sie, aus Furcht, die Uebrigen möchten Widerspruch dagegen erheben, bloß den Obersten Kanzler in's Vertrauen zu ziehen, weil sie im Voraus wußte, daß er einem Rathe beistimmen würde, der so ganz der Friedensliebe des geistlichen Greises entsprach. Sie hatte sich auch gar nicht getäuscht, der ehrwürdige Mann pries den Rath als eine Gottesstimme und rieth zu ungesäumter Ausführung. Schon am andern Morgen sandte sie Sezema mit Dalemil in die beiden Kriegslager.

„Alles für die glorreiche Rose," dachte Sezema, als er mit der neuen Sendung von der schönen Fürstin ging. Er eilte mit seinem Begleiter zunächst zu dem Markgrafen Otto. Bei diesem, das sah er voraus, hatte er den

schwersten Stand; gewann er ihn, dann war Alles gewonnen. Er nahm daher seine ganze Schlauheit und Beredsamkeit zu Hilfe. „Alles für die glorreiche Rose!" das war sein Wahlspruch, mit dem er sich das Schwerste erleichterte und womit er jeden Schritt und Kunstgriff entschuldigte, der nicht gerade seinem stolzen und hochfahrenden Geiste entsprach. So trat er auch vor den Markgrafen von Brandenburg mit unterwürfiger Geschmeidigkeit, obgleich er sich ihm mindestens ebenbürtig fühlte. Auch entsprach der Erfolg vollkommen seiner Absicht. Er legte dem Markgrafen als Grundlage für den Schiedsspruch einen Vertragsentwurf vor, welcher die Ansprüche beider Parteien auf geschickte Weise verschmolz, und wußte ihm die Vortheile dieser Beilegung des Streites auf die überzeugendste Weise einleuchtend zu machen. Mit der bestimmten Einwilligung des Markgrafen verließ er dessen Lager, um in das des Kaisers zu eilen.

Dalemil konnte nicht umhin, dem gewandten Diplomaten seine Bewunderung zu zollen. Bei dieser Gelegenheit lenkte Sezema das Gespräch auf Dalemil's Tochter, indem er sich stellte, als kenne er ihr gegenwärtiges Verhältniß zu Záwiš nicht, sondern als wisse er nur, was ihm die Königin über sie mitgetheilt, nämlich daß sie sich irgendwo verborgen halte und darauf warte, daß Záwiš

sie zu seiner Gemahlin erheben werde. Dalemil erwiderte, daß er seine Tochter ihrem Schicksal überlasse. Er wisse, daß sie nicht fallen könne, und einst werde schon die Zeit kommen, wo sie in Ehren vor ihn trete; er glaube auch fest, daß Herr Záwiš kein Schuft sein und seine Tochter entehren werde.

„So hofft Ihr, daß mein Vetter, das Haupt der Witkowetze, sie zu seiner Gemahlin erheben werde?“ forschte Sezema weiter.

„Man hofft nur, was man wünscht,“ versetzte Dalemil; „mein bürgerliches Herz mag nichts wissen von der Ehre, mit dem stolzesten der Barone verwandt zu sein. Ich hoffe nur das Eine, daß meine Tochter ihre Ehre wahre.“

Sezema sah ein, daß mit dem Alten in seinem Sinne nichts anzufangen war. Er ließ daher den Gegenstand fallen und unterhielt sich mit ihm von andern Dingen. Vor dem Kaiser hatte Dalemil Gelegenheit, seines Gefährten Gewandheit in einem ganz neuen Lichte zu sehen. Hier erschien Sezema als der zugleich bescheidene und würdevolle Vertreter einer Königin und eines hohen Geschlechtes. Der leutselige Kaiser fand sichtbar Gefallen an dem noch so jungen und doch so klugen und geschäftsgewandten Manne. Er that sogar unverhohlen die für Sezema schmeichelhafte Aeußerung: „Hätte König

Otakar statt des lateinisch lästernden Prälaten einen so feinen Kopf, wie Ihr, auf jenen Reichstag geschickt, so wären wir wohl nicht so hart aneinander gerathen." Auf dem Reichstage zu Nürnberg nämlich, wo der Adel Oesterreichs und Steiermarks wider den König Klage erhob, ließ sich der diesen vertretende Würdenträger der Kirche in seiner lateinisch gehaltenen Vertheidigungsrede zu sehr unglimpflichen, die Majestät des Reiches verletzenden Ausdrücken hinreißen, so daß sich der Kaiser zu einer ernsten Zurückweisung veranlaßt sah.

Der Kaiser trat nicht nur dem Vorschlage wegen gütlicher Beilegung des Streites bei, sondern ließ sich auch bewegen, die Wiedereinsetzung der Witkowetze und Genossen in den vorigen Stand zu einer der Friedensbedingungen zu machen. Die Stadt Czaslau ward zum Zusammenkunftsort des Schiedsgerichtes erwählt.

Froh über den glücklichen Erfolg seiner Sendung kehrte Sezema zur Königin zurück. Diese dankte ihm in der huldvollsten Weise. Er nahm den Dank mit dem Gedanken hin: Alles für die glorreiche Rose!

Als bald darauf das Schiedsgericht gebildet ward, eilte er nach Czaslau, um so viel als möglich für den Nutzen seines Geschlechtes zu wirken. Zu Schiedsrichtern wurden auf kaiserlicher Seite Burggraf Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern und Meinhardt

von Tyrol, auf brandenburgisch-böhmischer Seite Bischof Bruno von Olmütz und Otto mit dem Pfeil, Markgraf Otto's Vetter, erwählt und diesen der Erzbischof von Salzburg zum Obmann gegeben. Das Schiedsgericht einigte sich über die fast unveränderte Annahme des von Sezema unterbreiteten Entwurfes, und es kam daraufhin ein Vertrag zu Stande, nach welchem 1) Markgraf Otto der Lange die Vormundschaft über König Wenzel II. und dessen Schwestern und die Regierung in Böhmen für die nächsten fünf Jahre übernehmen, 2) dem Kaiser Rudolf zum Ersatz der Kriegskosten das Markgrafthum Mähren auf ebenso lange Zeit überlassen und 3) König Wenzel II. mit des Kaisers Tochter Guta und dessen Sohn Rudolf mit Wenzel's Schwester Agnes vermählt werden sollte — eines vierten, für unsere Geschichte gleichgiltigen Punktes nicht zu gedenken. Die Wiedereinsetzung der Witkowetze und Genossen in den vorigen Stand ward gewährleistet und zugleich bestimmt, daß diese wie alle innern Angelegenheiten Böhmens auf einem demnächst einzuberufenden Landtage geordnet werden sollten.

Wohl gedachte die Königin, als ihr dieser Vertrag zur Anerkennung vorgelegt ward, mit schwerem Herzen der Möglichkeit, daß die durch denselben bestimmte Vormundschaft leicht die Hoffnung, welche Záwiš auf ihr Erziehungswerk an dem jungen König setzte, vereiteln

könne; aber sie mußte sich den Umständen fügen. Auch schöpfte sie Beruhigung aus einem Schreiben des Kaisers, worin er ihr die wohlwollendsten Zusicherungen freundschaftlichen Beistandes gab und seinen Wunsch aussprach, das Band zwischen den beiden Häusern sobald wie möglich durch die Kirche geweiht und befestigt zu sehen. In der Erfüllung dieses Wunsches erkannte die Königin nunmehr den besten Schutz ihres Erziehungswerkes gegen etwaige Eingriffe des brandenburgischen Vormundes, und so ersuchte sie den Kaiser durch Sezema Ort und Zeit der Doppelvermählung zu bestimmen.

Bald kehrte Sezema mit einem Schreiben zurück, in welchem der Kaiser ihrem Gesuche auf das freundlichste entsprach: er bestimmte, daß die Hochzeit in vier Wochen in Iglau stattfinden sollte. Als Sezema sich seines Auftrages entledigt, bat er die Königin um Urlaub zur Reise nach Oesterreich an das Krankenlager seines Vetters Záwiš. Sie wollte ihm mündliche Grüße auftragen, aber er bat sie um ein paar huldvolle Zeilen. Sie bedachte sich ein wenig — es konnte so leicht zu einer Mißdeutung führen, wenn sie die Bitte erfüllte — aber Sezema wußte ihre Bedenken zu überwinden, und so schrieb sie an Záwiš ein Briefchen, in welchem sie ihm für seinen „schönen“ Brief und seinen guten Rath dankte, die innigsten Wünsche für seine baldige Genesung aus-

sprach und damit die Einladung zum Vermählungsfeste ihrer Kinder verband. „Ich werde es als ein Zeichen guter Vorbedeutung für das Glück meiner Kinder betrachten, wenn ich meinen „Paladin" in Iglau begrüßen kann," fügte sie hinzu. Und als sie Sezema das Briefchen übergab, sagte sie: „Ihr seid mit Eurem Vetter nach Iglau eingeladen, und ich hoffe euch Beide dort zu sehen."

„Wenn es sein Zustand erlaubt, so kommen wir," versicherte Sezema und verabschiedete sich.

Zweites Capitel.

In einem Meierhofe zu Dürrenkrut lag Záwiš unter der Pflege seines Schwagers Hroznata und der guten alten Leute, die in dem Hofe wirthschafteten. Er hatte hart zu kämpfen gehabt mit dem Tode, und nur seiner außerordentlich kräftigen, durch keine entnervenden Laster entweihten Natur war der Sieg über die vernichtende Macht gelungen. Hroznata hatte, als der Verwundete in den Delirien des Wundfiebers lag, nach Libuša schicken wollen; aber Sezema, der gerade dazu

gekommen war, hatte es hintertrieben, indem er Hroznata vorstellte, wie schwer es der jungen Mutter werden müsse, ihr Kind zu verlassen, wie gefährlich der weite Weg für sie sei und wie die durch ihr Erscheinen verursachte Aufregung dem Kranken nachtheilig werden könne.

Als Záwiš dann zur Besinnung gelangt war, hatte er wohl selbst nach seinem Weibe verlangt, Hroznata auch einen Boten mit einigen Zeilen von Záwiš nach Malyhrad abgeschickt, aber Sezema hatte diesen aufgefangen und ihm einen Brief an seinen Vetter, den Domherrn Dietrich von Neuhaus in Brünn mit der Weisung übergeben, denselben auf dem Hinwege zu bestellen. Dieser Brief war ein Uriasbrief, denn er enthielt das Ansinnen an den Domherrn, den Ueberbringer bis auf Weiteres in sicheren Gewahrsam bringen zu lassen, weil es die Ehre der fünfblätterigen Rose unbedingt erheische. Und Dietrich hatte dem Ansinnen zu Ehren der fünfblätterigen Rose genügt.

Mit Sehnsucht hatte Záwiš eine Zeit lang der Ankunft seiner Gattin oder doch der Rückkehr des Boten entgegengesehen, und als ihn die Ungeduld übermannt, hatte ihm Sezema die Botschaft der Königin mit einer Ausschmückung dargeboten, die ganz danach angethan war, dem Kranken zu schmeicheln und seine Interesse der

Königin und den vaterländischen Angelegenheiten zuzuwenden. Hroznata ahnte noch nichts von Sezema's geheimster Absicht, darum that er nichts, dem Einfluße desselben auf Záwiš entgegen zu arbeiten. Sezema wußte, was in Záwiš von dem Stolze und den Ansprüchen seiner Sippe schlummerte, so fein und behutsam zu wecken, daß Záwiš selbst nicht merkte, daß allmälig eine Wandlung seiner Denkweise vorging, daß vermessene Gedanken sich in seine Seele schlichen, Träume von weltlicher Hoheit und Macht, wie sie ihn so nie vorher hatten einnehmen können. Freilich lag über dem Allen der Heiligenschein der Vaterlandsliebe und der Ritterpflicht für eine schuldlose, bedrängte — und schöne Königin.

Bald war die Sehnsucht nach dem trauten Weibe zum hinsterbenden Flämmchen geworden, und es beunruhigte ihn sogar nur wenig, als der an sie abgeschickte Bote nicht einmal mit einer Nachricht zurückkehrte. Erst als Sezema mit jenem Briefe an die Königin wieder nach Böhmen abgereist war, wendeten sich Záwiš' Gedanken wieder mehr seinem Weibe zu und dem Kinde, das sie ihm geboren und das er noch nie gesehen, und noch einmal siegte das Reinmenschliche über die Mächte, die sich in letzter Zeit in seiner Brust erhoben. Er sandte noch zwei Boten zugleich an Libuša ab, mit der Nachricht von seinem zwar nicht mehr lebensgefährlichen, aber

doch immer noch auf lange Zeit ihn an das Bett fesselnden Zustande, und mit der Bitte, ihn unter sicherer Bedeckung zu besuchen.

Sezema erstaunte nicht wenig, als er bei seiner Rückkehr von Prag Záwiš außer dem Bette an der Seite seiner Gattin, die sein Söhnlein ihm vorhielt, sitzen sah. Hroznata, Scarlatti, Jodok und die alten Wirthsleute saßen darum her und weideten sich an der seligen Freude des Genesenden über Mutter und Kind. Sezema verbarg nur schwer seinen Aerger über dies liebliche Familienbild. Záwiš zog ihn heiter scherzend in den Kreis — aber Libuša erbebte, als sich der Mann neben ihr niederließ, der schon einmal ihr Glück gestört hatte.

Diesmal aber hatte sie an Hroznata einen treuen Bundesgenossen und Hüter ihres Glückes. Er, der den ganzen Werth des trauten Weibes erkannte, ließ nicht zu, daß Sezema seinen alten Einfluß auf Záwiš wieder erlangte. Es gelang diesem kaum, das Briefchen der Königin ihm unbemerkt in die Hand zu spielen. Immer, wenn Libuša nicht bei ihrem Gatten war, suchte Hroznata in dessen Gesellschaft zu sein.

Sezema schien endlich auf die Wiedererlangung seines früheren Einflußes auf Záwiš zu verzichten. Er nahm eine freundliche und gleichgiltige Miene an, und nachdem er sich so noch zwei Tage in dem kleinen Kreise

in scheinbarer Harmlosigkeit bewegt, erklärte er plötzlich nach Prag zurückkehren zu wollen, um mit der Königin zur Hochzeit ihrer Kinder nach Iglau zu reisen. „Ich darf wohl nicht hoffen, Euch beim Feste zu sehen?“ sagte er beim Abschiede zu Záwiš. Dieser bat, ihn bei der Königin zu entschuldigen, und war froh, als er sich seiner entledigt sah.

Statt aber nach Prag zu gehen, eilte Sezema nach Maidstein zu Záwiš' Mutter. Er erzählte der Matrone, welches Interesse die Königin bisher für ihren Sohn an den Tag gelegt, und deutete an, wie dieses Interesse ihn zu den stolzesten Hoffnungen berechtige. Aber er trete diese Hoffnungen mit Füßen, weil er in seiner Krankheit sich von den Reizen jenes schönen Kindes aus dem Volke mehr als je habe umstricken lassen. Es gebe nur ein Mittel, ihn aus den Banden, die sein Ehrgefühl und all seine Thatkraft fesselten, zu reißen und seiner „erhabenen Bestimmung“ zurückzugeben; dies Mittel sei, daß die Mutter, die eine unbeschränkte Gewalt über ihn besitze, selbst mit nach Iglau gehe und ihren Sohn dorthin bescheide. Er werde nicht wagen ihrem Rufe ungehorsam zu sein und natürlich auch nicht, jenes Mädchen mitzubringen. Wäre er nur einmal ihrem persönlichen Zauber entrückt, so werde ein anderer, mächtigerer Zauber schon das Weitere thun. Die Klugheit gebiete aber, ihm den

eigentlichen Beweggrund dieses Rufes zu verbergen. Sie brauche ja nur vorzugeben, daß es sich um Wiedereinsetzung ihres Geschlechtes in seinen vollen Besitzstand handele, für welche sie mit ihm bei dem Kaiser und dem jedenfalls bei der Hochzeit anwesenden Landesverweser Markgraf Otto thätig sein wolle.

Die stolze Dame erinnerte sich ihrer Gesichte und Träume in Bezug auf Záwiš' Zukunft, sie sah in den Andeutungen Sezema's auf einmal einen ganz bestimmten Weg zu ihrer Verwirklichung vorgezeichnet, und sie war Feuer und Flamme für seinen Plan.

Ihre Tochter Bertha, welcher Sezema Grüße von ihrem Gatten mit der Hoffnung auf seine baldige Heimkehr überbrachte, verwunderte sich sehr, als ihr die Mutter ihren Entschluß, nach Iglau zu reisen, ankündigte. Vergebens erinnerte sie sie an ihre schwächliche Leibesbeschaffenheit und an die Beschwerden der weiten Reise. Die Matrone beharrte bei ihrem Beschluße und traf in der Eile Anstalten, um mit einem ihres Ranges würdigen Glanze in Iglau aufzutreten.

Záwiš erstaunte nicht wenig, als eines Tages, wie er gerade im ersten Vollgefühle der Genesung sich seines Familienglückes erfreute, ein Bote von seiner Mutter aus Iglau erschien, der ihm folgendes Schreiben einhändigte:

„Meinem theuren Sohne Záwiš Heil und Segen! Hoffentlich trifft Dich diese Botschaft Deiner besorgten Mutter der Gesundheit und einem neuen, seinen großen Pflichten geweihten Leben zurückgegeben. Es ist die Zeit gekommen, wo wir daran arbeiten müssen, die Wunden zu heilen, die unserm Geschlechte in der letzten Zeit geschlagen worden. Der Erbfeind der glorreichen Rose ist gefallen, aber noch irren viele ihrer Glieder in der Verbannung umher und viele ihrer Besitzungen befinden sich noch immer in fremder Gewalt. So lange das Haupt fehlte, konnten die Glieder nichts Erfolgreiches thun, um sich wieder in den Besitz aller ihrer Rechte und ihrer Macht zu setzen, zumal da alle Macht im Lande in dieser Zwischenzeit thatsächlich in den Händen der größten Widersacher der Rose sich befand, die den Gewaltspruch des gefallenen Königs über alle seine Gegner mit giftigem Hasse aufrecht erhielten. Jetzt, beim Eintritt einer neuen Ordnung der Dinge, gilt es sich zu rühren, damit sich die Folgen jenes Gewaltspruchs nicht verewigen. Die Umstände sind uns günstig. Die auf für uns sicherem Boden stattfindende Vermählung der Königskinder gibt uns Freiheit und Gelegenheit, vor den neuen Gewalthabern mit unsern gerechten Ansprüchen aufzutreten. Wir haben dort an der Königin eine einflußreiche Fürsprecherin, an unserm Vetter Sezema einen vielgewandten Unterhänd-

ler; Deine persönlichen Eigenschaften werden das Uebrige thun. Ich brauche Dich wohl nicht erst an die Pflichten zu erinnern, die Du als Wladyka Deinem Hause schuldest; ich erwarte von Dir, daß Du ohne Säumen hierher kommst, um sie zu erfüllen. Wenn Deine betagte, schwache Mutter sich der sichern Stille ihres Witthums entraffte und hierher eilte, um, was an ihr ist, zur Ehre und zum Heile der glorreichen Rose zu thun, so wirst Du selbst einen Rest von Krankheitsschwäche nicht als Vorwand brauchen, Dich Deiner Pflicht zu entziehen. Ist unser Werk gelungen, dann hast Du ja immer noch Zeit zur Erholung, und es wird mir eine süße Pflicht sein, Dich zu pflegen und Dir jede Annehmlichkeit des Lebens zu bereiten."

Mit ängstlicher Spannung hing Libuša's Blick an den sich merklich verändernden Zügen ihres Gatten, während er den Brief las. Als er damit zu Ende war, reichte er ihn ihr schweigend mit trübem Angesicht. Wohl erfüllten diese strengen Zeilen ihr Herz mit banger Ahnung, aber als sie den Brief zurückgab, sagte sie: „Du mußt Deiner Mutter gehorchen."

Auch Hroznata war dieser Meinung, und so bereitete sich Záwiš zum Abschiede. „Soll ich Dich wieder in Deine Einöde zurückschicken?" sagte er traurig zu Libuša.

„Mir ist kein Ort öde, den Du mir anweisest,"

erwiderte sie, „wo ich der Ueberzeugung leben kann, daß Du mich liebst, und wo ich Deinen Sohn Dir nachbilden kann. Ich weiß und habe mich an den Gedanken gewöhnt, daß ich einen Mann wie Dich nicht für mich behalten kann, daß Du mehr der Welt, dem Vaterlande gehörst als mir. Gib mir nur den Meister Scarlatti wieder mit und meinen treuen Schützer Jodok, dann ziehe ich wieder in meine Waldeinsamkeit und zehre von der Erinnerung an diese glücklichen Tage, bis sie sich erneuern."

Záwiš umschlang und küßte sie und nannte sie bei allen süßen Namen. Dann versank er eine Weile in trübes Schweigen. Plötzlich sprang er auf, rief seinen Schwager, Scarlatti und Jodok herbei, nahm Schreibezeug und Pergament und schrieb. Als er fertig war, sagte er: „Im Dunkel wird des Menschen Schicksal gewoben; wir wissen, was der gegenwärtige Augenblick uns gebracht, nicht, was der nächste uns bringen wird. Wer heute blüht in der Fülle der Kraft, der kann morgen eine Beute des Grabes sein. Auch ich kann hingehen und morgen nicht mehr sein. Darum halte ich es für Pflicht, die Zukunft meiner treuen Gemahlin und meines Sohnes, so weit ich es jetzt vermag, sicher zu stellen. Mit dieser Schrift vermache ich ihr das einzige Besitzthum, was mir der Machtspruch König Otakar's gelassen, als erbliches Eigenthum. Ich

fordere euch Männer auf, dieselbe als Zeugen mit eurer Namensunterschrift zu bekräftigen."

Libuša wollte dagegen Einspruch erheben; weinend bat sie ihren Gatten, sich nicht so traurigen Gedanken hinzugeben, wie sie ihn zu diesem Schritte bewogen; aber Záwiš, von einer mächtigen Ahnung getrieben, bestand auf seinem Willen, und so ward die Schrift von den angerufenen drei Zeugen unterzeichnet, wobei freilich der ehrliche Riese Jodok drei Kreuze statt der Namensunterschrift hinmalen mußte.

Es war und blieb Libuša doch immer zu Muthe, als dürfe sie die Schrift nicht annehmen, als fordere sie durch seine Annahme gewissermaßen das Schicksal heraus, es zu einer Nothwendigkeit zu machen. Doch Hroznata und Scarlatti redeten ihr zu und Jodok meinte: „Der Wladyka handelt, wie ein jeder Hausvater handeln sollte, der eine Reise macht; er bestellt sein Haus. Ihr seid sonst so verständig, Frau Libuša, und wenn Ihr schon an Euch nicht denkt, so müßt Ihr doch an Euer Kind denken. Ich werde die Verschreibung zu mir stecken und für Euch verwahren. Hoffentlich braucht Ihr sie nicht, dann schadet sie auch nicht."

Záwiš nickte dem Riesen beifällig zu und bat ihn, unter allen Umständen treu bei seiner Herrin auszuhalten. Dann suchte er sich und Libuša zu zerstreuen und die

wenigen ihnen noch übrigen Stunden des Beisammenseins dem Glücke zu erhalten. Am andern Morgen schied er früh von ihr und trat mit Hroznata die Reise nach Iglau an, während Libuša mit ihrem Geleit nach Malyhrad zurückkehrte.

Solch ein Leben hatte die alte mährische Bergstadt Iglau noch nie in ihren Mauern gesehen, wie es die beiden Freunde dort bereits vorfanden. Die Straßen waren von böhmischen, deutschen und ungarischen Herren und allerlei Kriegsvolk durchwogt. Fast vor jedem Hause hing das Wappenschild eines Gastes. Vor dem palastartigen Hause des reichsten Bergherrn wehte die Fahne des deutschen Reiches und hingen die Schilder von Habsburg, Oesterreich und dessen Nebenländern, zum Zeichen, daß hier das gewaltige Oberhaupt der Deutschen seine Herberge genommen. Und ringsumher an den Häusern des stattlichen „Ringes“ sah man die Zeichen fürstlicher Gäste hangen; da hing das Wappen der Hohenzollern neben dem der Grafen von Tyrol, der bairische neben dem meißenschen Löwen, der askanische Bär neben dem Rosse der Welfen; aber auch die fünfblätterige, rubinfarbene Rose hatte sich einen Platz unter diesen fürstlichen Zeichen gesucht, und zwar, gleich wie zum Trotz, gerade dem böhmischen Löwen gegenüber.

Die Rose bezeichnete die Herberge der Witwe Bu-

dewoj's von Krumau, Záwiš' Mutter. Dorthin lenkten die Freunde ihre Schritte. Sie fanden sie allein und wurden mit herzlicher Freude empfangen. Sie hatte beim Miethen der Herberge gleich auf sie mit Rücksicht genommen, und so konnten sie sich gleich hier mit häuslich niederlassen. Sie erfuhren, daß die Königin mit ihren Kindern noch nicht da sei, aber den folgenden Tag erwartet werde. Der Kaiser, der schon längere Zeit hier weile, habe ihre feierliche Einholung durch die anwesenden Herren vom Adel angeordnet, und Záwiš' Mutter meinte, es verstehe sich von selbst, daß ihr Sohn und Schwiegersohn hieran sich betheiligten. Dem Einwande Beider, daß sie auf einen Prunkaufzug nicht eingerichtet seien, begegnete sie durch die Antwort, daß sie schon dafür gesorgt habe, sie würden auf ihren Zimmern ihre besten Gewänder und Rüstungen finden. Auch für Hochzeitsgeschenke hatte sie Sorge getragen, glänzende Schmucksachen, wie sie die schon damals in allem Schacher rührigen Kinder Israel in reicher Auswahl zur Stelle gebracht. So mußten die beiden Freunde sich schon bequemen, der Einholung beizuwohnen. Daß Sezema schon am Morgen des laufenden Tages der Königin entgegengeritten, sowie daß er überhaupt bereits in Iglau gewesen, verschwieg ihnen die kluge Matrone.

Bald nach Tagesanbruch versammelten sich auf dem

Ringe die Herren, welche sich an der Einholung der Königin von Böhmen betheiligten. Den beiden Freunden Záwiš und Hroznata fiel es unangenehm auf, daß der verrätherische Milota von Dědiß neben dem Bischof Bruno von Olmütz die Anordnung des Zuges leitete, daß sie also gewissermaßen mit unter seinem Befehle standen. Auch das behagte ihnen nicht, daß der Kaiser sich nicht selbst an der Einholung betheiligte. Selbst ihr gemeinschaftlicher Stallmeister Smil fand dies nicht in der Ordnung. „Da war unser seliger König Otakar doch ein artigerer Herr, als dieser deutsche Kaiser," äußerte er; „ich war mit bei der Hochzeit, die er seiner Nichte Kunigunde von Brandenburg ausrichtete, wie sie mit dem ungarischen Prinzen Bela getraut wurde. Als sie ihren Einzug hielt, da ritt er ihr selbst mit seinem Hofstaat und den vornehmsten Baronen seiner Länder entgegen. Ueberhaupt hatte er ganz andere Anstalten getroffen, wie ich sie hier sehe. Da soll sich das ganze Hochzeitsfest innerhalb dieser kleinen Stadt abspielen. Auf dem Ring da soll geturniert werden und da oben im Rathhaussaale geschmaust. Wie ich höre, sind im Ganzen 20 Ochsen, 200 Kälber und Schweine und etwa 80 Hirsche geschlachtet und zum Schmausen bestimmt, wozu noch 1400 Stück Geflügel kommen. Das Alles soll mit 28 Stück Faß Wein hinuntergespült werden. Unser seliger König hatte aber unter

Wien an der Donau einen Platz abstecken lassen, auf den man dieses Städtchen leicht zehnmal setzen könnte. Zu diesem Platze führte eine Schiffbrücke über die Donau, die so breit war, daß zehn Reiter bequem neben einander darüber reiten konnten. Drei Wochen lang kamen Tag für Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne aus allen Himmelsgegenden schwere Lastwagen, und auf der Donau drängten sich die Schiffe mit Vorräthen aller Art. Allein für die Pferde der erwarteten Gäste wurden fünf Futterhaufen aufgefahren, von denen jeder so groß war, wie die Teynkirche in Prag; das Schlachtvieh groß und klein war gar nicht zu zählen, es bedeckte die ganze nahe Donauinsel und eine Haide, die man nicht übersehen konnte; zu Brod wurden tausend Muth Weizen verbacken, und Wein war so viel da, daß sich Einer zwischen den aufgespeicherten Fässern hätte verirren, oder ganz Böhmen und Ungarn drei Tage lang sich davon volltrinken können. Der König hatte aber auch Befehl gegeben, man solle nicht etwa knausern und ängstlich rechnen, daß eben nur so viel da sei, als gebraucht würde, sondern man solle sorgen, daß vierfacher Ueberfluß vorhanden sei. Es ist hier leidlich viel Volkes zusammengeströmt, an die fünf Tausend mögen da beisammen sein; aber wie wir die Braut aus Brandenburg einholten, da waren wenigstens dreimalhunderttausend Gäste und Neu=

gierige beisammen. Es waren allein von Fürsten und Grafen aus aller Herren Ländern so viele da, wie hier gemeine Leute. Und von den Hunderttausenden, die dort waren, konnte ein Jeder an Speise und Trank erhalten, was er von den verordneten Schaffnern nur verlangte. Es gab allein zwei Tausend solcher Schaffner. Nur hättet Ihr die unabsehbaren Gezelt-Gassen sehen sollen, und was für mächtige und prächtige Gezelte, „mit breiten Sammet- und Goldstoffen behängt, mit Wappen, Fahnen, Kränzen geschmückt!“ Da ist der Plunder an den Häusern hier nichts dagegen —“

Eine Fanfare, die zum Aufbruch des Zuges blies, unterbrach den redseligen Stallmeister in seiner vergleichenden Erzählung, die leicht noch eine volle Stunde hätte dauern können, wenn er die Herrlichkeiten jener Hochzeit an der Donau, von denen alle Chronisten jener Zeit voll waren, nur ganz flüchtig aufzählen wollte.

Bis Pilgram ritt der Zug der Königin entgegen. Dort erschien dieselbe mit ihren Kindern Agnes und König Wenzel in dem goldenen Wagen, in welchem sie einst an der Seite Otakar's zur Krönung gefahren war. Viele ihrer Anhänger aus dem Adel und der Prager Bürgerschaft begleiteten sie zu Pferde. Da sah man u. A. neben Herrn Hynek von Duba den tapfern Jaroslaw von Sternberg, neben dem Oberstkämmerer Jaroslaw von Krawar

Herrn Andreas von Kamčihora, neben dem Unterkämmerer Gregor von Dratschitz Herrn Sezema von Wittingau. In einem besondern Hofwagen befand sich Dalemil, der königliche Archivar, neben dem Kaplan der Königin. Dem Wagen voran ritten der Obersthofmeister Hynek von Lichtenburg und der Oberstburggraf von Prag, zwei entschiedene Widersacher der Witkowetze.

Mehr als durch den Anblick dieser Herren ward Záwiš dadurch übel berührt, daß Herr Zbislaw Zagjc von Třebaun in Pilgram, dieser alten Stadt der Witkowetze, als Gebieter auftrat und die Königin bewillkommnete, indeß der eigentlich rechtmäßige Gebieter noch in der Verbannung lebte. Daß die Königin dem Bewillkommner ein sehr ernstes, fast unwilliges Gesicht zeigte, konnte für Záwiš nur eine schwache Genugthuung sein. Er sah sie bei dieser Gelegenheit nur flüchtig, denn sie bedeckte ihr Gesicht schnell wieder mit ihrem weißen Witwenschleier. Sie erschien ihm da wenig verändert.

Sezema schien überrascht, als er sowohl Záwiš als Hroznata hier fand. „Ich glaubte Euch in den mährischen Wäldern,“ sagte er zu Záwiš. „Um so mehr freut es mich, Euch hier zu finden, denn unser Waizen blüht — das schadenfrohe Gesicht des Herrn Zbislaw Zagjc wird sich bald in ein jämmerliches verwandeln. Niemand aber wird sich mehr freuen als die Königin, Euch hier zu finden;

sie war sehr betrübt, als ich ihr sagte, sie würde Euch zu vermissen haben. Ihr werdet hoffentlich mit turniren?"

„Ich habe keine Lust dazu," antwortete Záwiš.

„Fühlt Ihr Euch noch zu schwach dazu?" fragte Sezema.

„Das könnte ich nicht sagen," erwiderte Záwiš.

„Dann müßt Ihr Euch am Bohurd betheiligen. Ich will Euch sagen, warum. Seht Ihr dort den stattlichen Herrn, der mit seinem Goldfuchs vor dem königlichen Wagen Prunkmännlein macht? Das ist ein Prinz aus dem Kaninchengeschlecht der schlesischen Herzöge, Herrn Heinrich's von Breslau jüngster Sohn. Der möchte gern die Hand der schönen Königswitwe gewinnen. Er hat sich seit vier Wochen in Prag herumgetrieben und der Königin große Huldigung erwiesen. Bis jetzt hat er freilich noch keine Eroberung an ihr gemacht; aber wer steht dafür, daß der junge und schöne, dabei fürstlich gebildete Herr nicht doch zuletzt das liebebedürftige Herz der lebensvollen Witwe gewinnt, wenn es ihm Niemand streitig macht. Er hat sich vorgenommen, den ersten Preis im Bohurd zu gewinnen, und wenn er ihn aus der Hand der Königin empfängt, wird er gewiß um die Gunst bitten, ihre Farbe tragen zu dürfen. So weit dürfen wir es nicht kommen lassen. Nur ein Witkowetz darf der Ritter einer böhmischen Königin sein. Ich werde mein Mögliches thun, den

Prinzen aus dem Sattel zu heben, und Ihr, Wladyka, dürft in diesem Wettstreit kein müßiger Zuschauer bleiben. Alles zur Ehre der glorreichen Rose!"

„Ich will mir's überlegen," erklärte Záwiš und machte sich von seinem Vetter los, um Libuša's Vater zu begrüßen, den er jetzt in seinem Wagen aufrecht stehen und sich umsehen sah. Er ritt zu ihm hin. Doch der Gelehrte bemerkte ihn kaum, so kehrte er ihm den Rücken. Záwiš besann sich, daß der ehrenwerthe Mann den in den Augen der Welt verläugnen mußte, der die Ehre seiner Tochter noch nicht öffentlich hergestellt hatte. Er war betrübt darüber, aber er beklagte es als ein Mißgeschick, das er jetzt nicht ändern könne. Als er sich wandte, um an seinen Platz zurück zu kehren, neigte sich die Königin aus dem Wagen und sprach mit dem jungen Herzog von Breslau — sie schien sehr freundlich gegen ihn zu sein und das wirklich schöne Gesicht des jungen Mannes strahlte wie verklärt. Záwiš ließ tief verstimmt sein Roß steigen — die Königin sah sich nach ihm um, ein flammender Blick aus ihren Augen begegnete dem seinigen — es war beschlossen, daß er sich am Bohurd betheiligte und den Schlesier, der sich „in Böhmen einnisten" wollte, in den Sand streckte.

Die Königin setzte die Reise nach Iglau fort. An der Grenze Mährens, die zugleich die Grenze des Weich-

bildes von Iglau war, empfingen sie die Bergleute von Iglau im glänzendsten Staate mit Trompeten und Pfeifen und Jubelgeschrei. Vor dem Thore der Stadt hielt der Kaiser, umgeben von mehreren Fürsten des deutschen Reiches, wie Friedrich von Hohenzollern, Meinhard von Tyrol, Friedrich von Dresden, Diezmann von Meißen, Otto mit dem Pfeil von Brandenburg und Friedrich von Walchen, Erzbischof von Salzburg. Ein glänzendes Gefolge — aber Smil, der Stallmeister, meinte, gegen das Gefolge der beiden Könige bei der Eröffnung des Hochzeitsfestes an der Donau, sei das doch fast armselig zu nennen. König Otakar sei umgeben gewesen von mehr als zwanzig polnischen und schlesischen Herzögen, deutschen Markgrafen und Grafen, alle mit dem König an Pracht der Gewänder wetteifernd; den König von Ungarn hätten die Könige von Rußland und Serbien mit ihren Prinzen und eine Menge Herzöge, wie die von Kroatien, Slavonien, Bosnien, Siebenbürgen u. A., umgeben.

Der Kaiser ritt allein an den Wagen der Königin, grüßte diese ehrerbietig und artig, und reichte ihren beiden Kindern mit freundlichen Worten die Hand. Dann geleitete er den Wagen bis an die Herberge der Königin, die dicht neben der seinigen sich befand. An seiner Hand sah sie auch Záwiš im Hausflur ihrer Herberge ver-

schwinden. Ihre Kinder führte der Bischof Bruno ihr nach.

Der folgende Tag war zur Trauung der beiden noch so kindlichen Paare bestimmt. Nachdem zwischen den beiden Eltern, beziehendlich dem Vormunde, noch verschiedene Bestimmungen über Heirathsgut und Widerlage getroffen worden waren, fand die Trauung durch den Bischof von Basel statt. Der Trauung folgte ein Schmaus, wobei der Kaiser den Wirth machte.

Wie alle Anwesenden des höhern Adels, war auch Záwiš mit seiner Mutter geladen. Beide saßen miteinander so, daß sie den Kaiser und die neben ihm sitzende Königin so wie die beiden jungen Pärchen gerade im Auge hatten. Die Königin war, wie der Chronist meldet, in zierlichem Schmuck, das Antlitz, wie es der Witwe ziemt, mit weißem Schleier verhüllt; doch war es, wenn der Schleier sich zufällig hob, entzückend anzusehen, und ein liebevoller Blick von ihr — meint der ehrliche Chronist — hätte selbst einen halbtodten Mann beleben müssen. Záwiš war kein halbtodter Mann, und mehr als ein belebender Blick aus den schönen Augen der Königin traf ihn während der Tafel. Seine Mutter unterließ auch nicht, sich in Lobpreisungen der Vorzüge der hohen Frau zu ergehen.

Als man sich nach aufgehobener Tafel zu einem

Festspiel vereinigte, veranstaltete der kaiserliche Wirth bunte Reihe, sich jedoch wieder den Platz neben der reizenden Königin vorbehaltend. Aber gar nicht weit davon kam Záwiš zwischen ein Fräulein von Schönburg und eine Tochter Boresch's von Riesenburg zu sitzen. Es verursachte ihm eben kein Behagen, zu sehen, wie der Kaiser sich in Artigkeiten gegen seine königliche Nachbarin erschöpfte. Er versuchte sich durch eine lebhafte Unterhaltung mit seinen Nachbarinnen zu zerstreuen; da mußte er Zeuge einer Scene werden, die ihm das Blut zu Häupten trieb. Der Kaiser sagte plötzlich zu der Königin ganz vernehmlich für Záwiš' feines Gehör: „Frau, wisset Ihr wohl, wenn man bittere Freundschaft aussühnt, das bestätigt man durch einen Kuß. Wollt Ihr also mit mir thun, so seh' ich, daß die Sühne zwischen uns echt und ganz ist."

Die Königin bedachte sich gar nicht lange und erwiderte: „Es sei, auf wahre Sühne und Freundschaft zum Wohle unserer Kinder und zum Heile unserer Völker!" Sie schlug den Schleier zurück und reichte dem Kaiser den zum Kuße geschaffenen Mund. Rudolf preßte einen langen Kuß darauf, und er würde ihn noch verlängert haben, wäre das Auge der Königin nicht einem dunkel flammenden Blicke Záwiš' begegnet, worauf sie sich augenblicklich von dem Kaiser losmachte und ihren Schleier zusammenzog.

Záwiš war einen Augenblick sehr verstimmt; aber seine Nachbarin, das Fräulein von Riesenburg, machte ihn nach einer witzigen Bemerkung über die unansehnliche Person des künftigen Königs von Böhmen auf eine ergötzliche Zwiesprache zwischen diesem und seiner kleinen Frau aufmerksam. Wenzel erzählte der Tochter Rudolf's von den Thaten seines trefflich abgerichteten Sperbers und Juta fand sich dafür mit umständlichen Lebensbeschreibungen ihrer Puppen ab. Dieses naive Bild wirkte erheiternd auf Záwiš, und so verstand er hernach einen Blick der Königin, in welchem zu lesen war: „Ich konnte ja nicht anders!“ Harmlos unterhielt er sich nun mit seinen Nachbarinnen und bezauberte sie durch seine geistvolle und blühende Rede.

Auf das Festspiel folgte großer Tanz. Während desselben nahm der Kaiser Gelegenheit, sich mit allen seinen Gästen persönlich bekannt zu machen, wobei ihm Milota von Dĕditz und Sezema von Wittingau als Führer dienten. Auch zu Záwiš kam er, begrüßte ihn und sagte dann: „Ihr werdet wohl nun glimpflicher von dem deutschen Kaiser denken, da er sich für Eure Wiedereinsetzung verwendet.“

„Ich bin Eurer Majestät von Herzen dankbar,“ erwiderte Záwiš, „aber noch haben die wenigsten mei-

ner Mitgeächteten die Wirkung dieser Verwendung erfahren."

„Ich habe zu meinem Leidwesen vernommen, daß Markgraf Otto in der Erfüllung dieses Theiles unseres Abkommens saumselig gewesen, doch verspreche ich Euch, daß diese Angelegenheit noch vor Ablauf dieses Jahres erledigt sein soll. Was Euch insonderheit betrifft, so könnt Ihr frei in Euer Vaterland und Euren Besitz zurückkehren, wenn Ihr gleich den Schutz des deutschen Kaisers so stolz verschmähtet."

„Das habe ich nicht gethan, kaiserliche Majestät," erwiderte Záwiš ruhig; „ich habe nur ein förmliches oberherrliches Schutzrecht des deutschen Reichsoberhauptes über böhmische Landesangehörige als solche nicht aufkommen lassen wollen. Was würde Eure Majestät von einem deutschen Edelmanne sagen, der den König von Frankreich zum Schutzherrn über Unterthanen des deutschen Reiches machen wollte?"

„Das ist etwas Anderes," sagte Rudolf von Habsburg; „Böhmen ist eine Art Lehen des deutschen Reiches."

„Dazu haben es die deutschen Könige als römische Kaiser machen wollen," versetzte Záwiš; „aber nie haben die böhmischen Fürsten, noch weniger hat das böhmische Volk eine solche Abhängigkeit vom Reiche anerkannt. Man hat hier immer einen scharfen Unterschied

zwischen dem römischen Kaiser und dem Oberhaupte des deutschen Reiches gemacht. Dem Kaiser als weltlichem Haupte der Christenheit hat man das Recht zugestanden, die angestammten böhmischen Herrscher in ihrer Würde zu bestätigen, nie aber hat ein deutscher König als solcher die Krone Böhmens an einen beliebigen Fürsten verleihen dürfen. Den böhmischen Herrschern liegt ob, die in der Nähe Böhmens stattfindenden Kaisertage zu besuchen, oder durch Gesandte zu beschicken; aber dabei haben sie das nur wirklich souveränen Fürsten zustehende Recht, ihre persönliche Ankunft am kaiserlichen Hofe mit Feuer und Flammen anzukündigen. Und nie haben sie an das Reich eine Leistung zu thun, sondern bloß dem römischen Kaiser dreihundert Bewaffnete zu jeder Romfahrt zu stellen gehabt."

„Ihr müßt aber zugestehen," behauptete der Kaiser, „daß es für Böhmen nur gut wäre, wenn es ganz unter dem mächtigen Schutze des deutschen Reiches stünde."

„Böhmen hat in alter und neuer Zeit bewiesen, daß es stark genug ist, sich selbst zu schützen," warf Záwiš ein.

„Aber Ihr Herren vom böhmischen Adel konntet Euch nicht schützen gegen die Willkür Eurer Herrscher," hielt ihm der Kaiser entgegen.

„Das war unsere eigene Schuld," versetzte Záwiš; „hätten wir nur Alle zusammen gestanden und uns fest auf das heimische Recht gesteift —"

„Es hätte bei mir gestanden, Böhmen nach dem Siege an der March zu erobern," sagte der Kaiser.

„Das wäre vielleicht das beste Mittel gewesen, die böhmische Nation einig zu machen, um das fremde Joch wieder abzuschütteln."

Der Kaiser biß sich auf die Lippe und ging weiter.

Auf Záwiš' Schulter legte sich jetzt eine kräftige Hand und eine männliche Stimme sagte: „Das war mir aus der Seele gesprochen, werther Freund!"

Záwiš wandte sich um und sah seinen Waffenbruder Hynek von Duba an der Hand Boresch's von Riesenburg vor sich stehen. Dieser reichte ihm die Hand und sagte: „In dieser Gesinnung laßt mich künftig zu Euch stehen. Laßt uns einen Bund schließen für die Unabhängigkeit Böhmens!"

„Es freut mich, daß Euer böhmisches Herz wieder zur Macht über Euch gelangt ist," erwiderte Záwiš und schüttelte ihm die Hand.

„Die Zeit kommt vielleicht eher, als wir denken," sagte Boresch „wo wir nöthig haben werden, die alte böhmische Freiheit zu vertheidigen; laßt uns hier ein-

ander geloben, dies vereint zu thun, und seid Ihr unser Führer."

„Ja," fiel Hynek von Duba bei, „schließen wir ein festes Bündniß zur Wahrung der böhmischen Freiheit, und seid Ihr das Haupt des Bundes."

Die drei Männer legten ihre Hände in einander.

Gern hätte Záwiš sich diesen Abend der Königin genaht; aber er fand sie immer in der Gesellschaft des Kaisers oder anderer Fürsten, und von einer ungestörten Unterhaltung mit ihr konnte nicht die Rede sein. Sie verließ auch das Fest schon sehr früh und ward von dem Kaiser in das Vorzimmer geleitet, wo ihre Frauen sie erwarteten.

Den folgenden Tag fand der Bohurd statt. Eine große Zahl von Fürsten und Edlen hatte sich dazu gemeldet. Der junge Herzog von Breslau war der Erste, der in die Schranken ritt und durch den Herold Jeden, der da Lust hatte mit ihm eine Lanze zu brechen, herausforderte. Sezema von Wittingau war der Erste, der die Ausforderung annahm. Der Herold prüfte die Waffen der beiden Kämpfer, deren Turnierfähigkeit vorher festgestellt war. Die Grieswärtel theilten Luft und Sonne. Der Herzog ritt vor die Königin, die auf einer Bühne zwischen ihren Kindern gegenüber dem kaiserlichen Throne saß, senkte vor ihr die Lanze und rannte dann auf seinen

Gegner los. Den ersten Stoß hielt dieser glücklich aus, sprengte zurück und rannte mit einem so gewaltigen Stoße gegen den Herzog, daß dieser im Sattel wankte — schon sprangen die Grieswärtel ein, doch der Herzog setzte sich fest und ein neues Rennen begann. Jetzt hob Letzterer den Witkowetz aus dem Sattel. Der Sieger öffnete sein Visir, ließ sein Pferd steigen, warf es herum und ritt langsam mit gesenkter Lanze und von Triumph strahlendem Gesichte an der Königin vorüber. Das war für Záwiš das Zeichen in die Schranken zu reiten.

Die Königin bebte, als sie ihren „Paladin", der vor Kurzem erst vom Siechbette erstanden war, sich dem Sieger Sezema's gegenüberstellen sah. Sie zog ihren Schleier zusammen, um die Bewegung zu verbergen, die sich auf dem Gesichte abmalte. Mit hochklopfendem Herzen sah sie, wie die Gegner auf einander losrannten, wie sich ihre Lanzen im furchtbaren Stoße begegneten, aber Beider Lanzen zersplitterten an den Panzern. Die Grieswärtel schafften neue herbei. Der Kampf begann von Neuem. Langsam ritten die Gegner einige Schritte einander entgegen. Dann schoßen sie wie zwei Blitze auf einander. Der Herzog bog sich weit vor im Sattel, und es war furchtbar anzusehen, mit welcher Wucht seine Lanze auf seinen Gegner schoß, während dieser die seinige

nur leicht einlegte. Die Königin zitterte für Záwiš, und sicher wäre es auch um diesen geschehen gewesen, wäre er dem Stoße nicht durch eine ganz leichte Bewegung geschickt ausgewichen, so daß die Lanze dicht an ihm vorbeisauste. Blitzschnell wich er jetzt einen Schritt zurück und im nächsten Augenblicke lag sein Gegner im Sande. Ein Laut der Bewunderung durchlief die Reihen der Zuschauer. „Ich will hoffen, daß hier Alles mit rechten Dingen zugeht," äußerte der Kaiser zu dem Burggrafen von Nürnberg. Indessen ritt Záwiš mit geschlossenem Visir an der Königin vorüber und senkte vor ihr die Lanze. Die Bewegung des Schleiers verrieth das Wogen ihrer Brust.

Als der überwundene Herzog aus den Schranken geführt worden war, nahm sein Freund, Friedrich von Schönburg der Jüngere, seine Stelle auf dem Kampfplatz ein. Nach kurzem Kampfe erlag auch dieser der Kraft und Gewandheit des Hauptes der Rose. Jetzt glaubte Hynek von Lichtenburg an dem nur erst von seinen Wunden genesenen und durch zwei Kämpfe bereits ermüdeten Feinde zum Ritter werden zu können. Doch Záwiš leistete seinem ungestümen Angriff tapfern Widerstand und vereitelte seine gewaltigen Stöße durch wunderbare Gewandheit, wenn es ihm auch selbst nicht möglich war, den an Stärke ihm überlegenen Mann aus dem

Sattel zu heben. Doch Hynek ward durch die Ruhe und Gewandheit seines Gegners und seinen alten Haß so zur Wuth gereizt, daß er mit Verletzung der Turniergesetze tückisch auf ihn eindrang und die Grieswärtel zum Einspringen nöthigte, die ihn aus den Schranken wiesen.

Jetzt hätte Záwiš mit Ehren aus den Schranken reiten können; die Königin wünschte es sehnlich und bat seine in der Nähe sitzende Mutter, ihn durch einen der Greiswärtel ersuchen zu lassen, daß er nun wenigstens ausruhen möge; allein ehe die Matrone sich noch mit einem Grieswärtel verständigen konnte, stand schon ein neuer Gegner in der Person Burghardt's von Janowitz ihm gegenüber. Diesen wußte Záwiš erst durch äußerst gewandte Bewegungen zu ermüden, um ihn dann mit Leichtigkeit aus dem Sattel zu heben.

In den Reihen der am Turnier betheiligten Herren murmelten einzelne Stimmen von Zauberei. Auch der kampfbereite Herr Zbislaw Zagic von Třebaun glaubte, daß der verhaßte Witkowetz nur Zauberkünsten seine Siege verdanke. Aber er war im Besitz eines Talismans und ritt darum unverzagt in die Schranken, um seine Freunde Burkhardt von Janowitz und Hynek von Lichtenburg zu rächen. Vergebens ließ Záwiš' Mutter diesen durch den Grieswärtel bitten, sich vom Kampfplatz zurückzuziehen. Diesen Strauß wollte er noch bestehen. Es

war kein leichter Strauß. Der erste Anprall seines Feindes hätte ihn beinahe aus dem Sattel gehoben; aber er faßte sich schnell wieder und es gelang ihm beim dritten Rennen seinem Gegner die Lanze aus der Faust zu stechen, wodurch derselbe zu weiterm Kampfe unfähig ward.

Nun hatte Niemand weiter Lust mit dem fünffachen Sieger — der nach vieler Meinung mit geheimnißvollen Mächten im Bunde stand — eine Lanze zu brechen. Nachdem Záwiš eine Weile gewartet, öffnete er sein Visir, ritt auf die Königin zu und senkte vor ihr seine Lanze. Ein Blick voll Freude und Bewunderung lohnte ihm; damit ritt er langsam aus den Schranken.

Das Turnier hatte seinen Fortgang. Noch manche Lanze ward gebrochen, noch mancher Ritter flog aus dem Sattel; Herr Hynek von Duba wetteiferte mit Záwiš an Kraft und Gewandheit, aber er konnte es ihm doch nicht gleich thun. Laut verkündeten die Kampfrichter Herrn Záwiš von Falkenstein auf Krumau als ersten Sieger. Er trat in die Schranken, seinen Preis aus der Hand der Königin zu empfangen. Mit unvergleichlichem Anstand ließ er sich auf eine Kniee vor ihr nieder; sie stieg die Stufen der Bühne herab, schlug ihren Schleier zurück und setzte dem Sieger mit anmuthiger Würde einen Lorbeerkranz von reinem Golde auf das Haupt.

Der Schall von Trompeten und Pfeifen begleitete die feierliche Handlung; aber Záwiš hörte allein die glockentönige Stimme, welche zu ihm sagte: „Mein Paladin!“ — „O weiht mich dazu durch die Erlaubniß Eure Farbe zu tragen,“ bat er begeistert. Sie wandte sich um und winkte einem Edelknaben, zu ihr herabzukommen. Diesem nahm sie seine rosenfarbene Schärpe ab und band sie Záwiš um. „Tragt sie so treu, wie Ihr sie tapfer errungen!“ sagte sie dazu.

Berauscht erhob er sich. Indem er sich zum Gehen wandte, begegnete er dem Blicke Dalemil's, der — so schien es ihm wenigstens — warnend auf ihm ruhte. Gleichsam flüchtend vor diesem Blick, suchte er auf der entgegengesetzten Seite das Auge seiner Mutter; das sprach deutlich aus triumphirendem Antlitz die Worte: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Drittes Capitel.

Die Zeit der Feste war vorüber. Die Königin war mit ihren Kindern nach Prag zurückgekehrt und Záwiš ihr dahin gefolgt, um dem in Bälde zu erwartenden Land-

tage beizuwohnen und im Voraus für ein ersprießliches Resultat desselben thätig zu sein. Dies wenigstens war der ausgesprochene Grund; daß ihn noch etwas ganz Anderes nach Prag zog, verschwieg er sich und Anderen.

Die Königin richtete im Königshofe eine glänzende Hofhaltung ein. Dazu brauchte sie Záwiš' Beistand. Sie hatte gehört, wie geschmackvoll und herrlich er seine eigene Hofhaltung in Krumau eingerichtet hatte: er sollte bei ihr Alles in seiner Weise anstellen. Und sie konnte sich in der That keinen bessern Ansteller wählen. Da er nun wieder Herr über sein Eigenthum in Krumau war, so sandte er heimlich dorthin und ließ in großen, unten mit heißem Sand angefüllten und verschlossenen Wagen die prächtigsten Gewächse von dort kommen, und verwandelte eine Reihe von Gemächern in eine Art Wintergarten, der Allen, welche ihn sahen, als Zauberwerk erschien, da sie nicht wußten, wie die Verwandlung vor sich gegangen war. Die Königin selbst betrachtete dieselbe fast mit heimlichem Grauen. Und rings um sie her verwandelte sich Alles in wunderbarer Weise unter dem sinnreichen Walten ihres „Paladins". Die weiten Räume des Königshofes wurden zu einem Feenreich, darin sie, die Königin, als die strahlende Fee erschien, deren Macht jedoch gebunden war an die geheimnißvollen Formeln eines zweiten Merlin.

Als Záwiš Alles in seiner Weise vollendet sah, beschloß er ein glänzendes Fest zu veranstalten und damit seine „Herrin" zu überraschen. Dasselbe sollte mit einem Bergaufzug beginnen, wozu er sich die Bergleute von Kuttenberg ersehen hatte, dessen Bergbau damals im höchsten Aufblühen war. Um die Bergleute dafür zu gewinnen und verschiedene Vorbereitungen unter ihnen zu treffen, mußte er selbst nach Kuttenberg gehen und dort mehrere Tage, vielleicht eine Woche verweilen. Um sich zu dieser Reise Urlaub zu erbitten, kam er eines Morgens zu der Königin. Er fand sie in auffallender Verstimmung. Als er nichts desto weniger seine Bitte vorbrachte, rief sie klagend:

„Wie! Ihr wollt mich jetzt verlassen? Jetzt, wo meine Feinde auf's neue ihr Haupt erheben, und wo mir ahnt, daß ich eines „Paladins" mehr als je bedürfen werde?"

„Was ist denn geschehen?" fragte Záwiš bestürzt.

„Da leset einmal!" antwortete sie und hielt ihm ein Schreiben vor. Dasselbe war von dem Regenten und lautete:

„Ew. Liebden werden begreifen, daß es nicht wohlgethan ist, wenn ein Mägdlein von fürstlicher Geburt, das dem Jungfrauenalter mit raschen Schritten entgegengehet, wie mein theures Mündel, Eure Tochter Kuni=

gunde, mitten unter Zerstreuungen, wie sie an Ew. Liebden Hofe Platz gegriffen haben, ja inmitten sinnverwirrenden Blendwerks und Zaubers lebt; so ersuche ich Ew. Liebden dringend, dieses mein mir von Gott anvertraute Mündel, über dessen zeitliches und ewiges Wohl ich zu wachen verpflichtet bin, den Gefahren Eures Hoflebens dadurch zu entreißen, daß Ihr sie in das Kloster bei St. Georg zu ihrer ehrwürdigen Großtante Liebden gebet. Ob meine andern Mündel, insbesondere der König, länger unter Eurer Obhut bleiben können, darüber werde ich mit des Landes Räthen Berathung pflegen. Otto, Markgraf von Brandenburg."

„Ist das nicht abscheulich?" sagte die Königin, als Záwiš das Schreiben zurückgab.

„Mich überrascht es nicht," erwiderte Záwiš, „wenn ich bedenke, daß der Markgraf in seiner brandenburgischen Sandwüste mit ihren traurigen Föhrenwäldern von feiner und heiterer Lebenssitte gar keinen Begriff haben kann. So einem rohen und ungeschlachtenen Geist mögen allerdings unsere ausgebildeteren Sitten anstößig und die auf die Ausschmückung Eures Hofes verwendete Kunst als Zauberwerk erscheinen. Man muß sich die Aeußerungen eines solchen Halbbarbaren nicht zu Herzen nehmen."

„So meint Ihr, daß ich dem Schreiben keine Folge

geben soll?“ fragte die Königin; „es wäre mir schrecklich, wenn ich mich von einem meiner Kinder trennen sollte!“

„Laßt vorerst nur das Schreiben auf sich beruhen,“ antwortete Záwiš; „sollte der Markgraf sein Ansinnen wiederholen, so will ich ihm an Eurer Statt antworten.“

„Ja, steht mir bei,“ bat die Königin; „ich glaube, daß dieses Ansinnen nur die Einleitung zu ganz andern Anmaßungen ist. Der Meister Dalemil hat mich auch gewarnt, vor dem Markgrafen auf der Hut zu sein.“

„Ich werde mich beeilen, bald wieder in Eurer Nähe zu sein,“ versicherte Záwiš; „eine Gewaltthat wird der Markgraf gegen Euch nicht unternehmen.“

„Ich lasse Euch mit schwerem Herzen ziehen,“ sagte die Königin; „ich sollte wohl auch nicht fürchten, daß der Markgraf zur Gewalt schreiten könne, und dennoch kann ich einer bangen Ahnung nicht Meister werden.“

„Spätestens in zehn Tagen bin ich wieder bei Euch,“ versprach Záwiš, „bis dahin empfehle ich Euch dem Schutze Gottes und der wackeren Bürger.“

„Wenn Ihr nicht anders könnt, so ziehet,“ sagte die Königin seufzend, „aber bleibet nicht länger fort.“

Záwiš wiederholte seine Versicherung, küßte der königlichen Frau ehrerbietig die Hand und ging. Ein langer feuchter, inniger Blick folgte dem Scheidenden.

Als er durch den Corridor schritt, begegnete er Da-

lemil, den er längere Zeit nicht gesehen. Der Alte blickte ihn finster an und wollte vorübergehen. Záwiš hielt ihn auf. Noch war er sich keiner wirklichen Untreue bewußt, noch betrachtete er sich nur als den Freund und Berather einer hilfsbedürftigen Königin, noch war es ihm nicht in den Sinn gekommen, seine Gattin zu verstoßen. „Was seht Ihr so finster drein?“ redete er den Gelehrten an.

„Meint Ihr, ich soll dazu lächeln, wenn ich sehe, wie Treue und Glaube Schiffbruch leiden?“ versetzte Dalemil, „und wie eine edle und tugendhafte Königin in's Verderben geführt wird?“

„Was wollt Ihr damit sagen? Wer führt die Königin in's Verderben?“ fragte Záwiš.

„Welche Frage?“ erwiderte Dalemil, „wer sonst, als der, der mein Kind in's Verderben geführt?“

„Vater!“ rief Záwiš, „was redet Ihr für Unsinn?“

„Ein Wunder wäre es nicht, wenn man unsinnig würde über Alles, was man erleben muß!“ entgegnete der Greis. „Aber der alte Dalemil hat ein unverwüstliches Hirn. Geht mir aus dem Wege — mein Kind ist verrathen — verloren.“ Er gab seinem Schwiegersohn einen Stoß und lief eilig davon.

Záwiš blickte ihm betroffen nach.

Und lag denn in den Worten des Greises nicht viel

Wahrheit? War denn das treue, edle Weib in ihrem mährischen Waldschlosse nicht so gut wie vergessen über der reizenden Königin? Und war dies Vergessen nicht Verrath?

Aber — so lautete die allezeit bereite Entschuldigung — ich kann ja jetzt nicht anders, ich muß auf dem Platz sein für die Ehre und die Macht meines Hauses, für das Vaterland, für die königliche Witwe.

Záwiš ging nachdenklich aus dem Palast nach seiner Wohnung, um sich zur Reise zu rüsten, die er noch denselben Tag antrat.

Aller Glanz und alle Schönheit, welche Záwiš um die Königin her geschaffen, konnte sie nicht entschädigen für die entbehrte Unterhaltung des Schöpfers. Träumerisch, voll bangen Sehnens und trüber Ahnung schlich sie durch die köstlichen Räume ihres Palastes. Wohl begegneten ihre Blicke hier überall Spuren seines Geistes, aber der lebendige Odem dieses Geistes fehlte, er wehte sie nicht an mit himmlischer Berauschung.

Sechs Tage waren ihr so mit bleiernem Flügel dahingeschlichen. Nach fünf schlaflosen Nächten senkte sich endlich ein erquickender Schlummer auf sie nieder. Aber aus dem süßesten Schlafe ward sie plötzlich durch ein Geräusch geweckt. Als sie die Augen aufschlug, sah sie Kerzenschein im Vorzimmer und hörte, wie eine rauhe Män=

nerstimme ihrer dienstthuenden Kammerfrau befahl die Königin zu wecken. Diese sprang aus dem Bette und verriegelte schnell die nur angelehnte Glasthür, welche ein Vorhang verhüllte. Die Kammerfrau schrie um Hilfe, mehrere Männerstimmen drohten die Thür zum Schlafgemach der Königin zu sprengen und sie selbst zu wecken, wenn jene dies nicht sogleich thue. „Es geschieht im Namen des Regenten," fügten sie hinzu.

Die Königin warf sich schnell in ein Ueberkleid und trat entrüstet hinaus. „Hier bin ich schon!" rief sie; „welcher unerhörte Frevel geht hier vor? Wer seid ihr?"

„Des Regenten von Böhmen Kriegsleute," antwortete Einer in schlechtem Böhmisch; „wir sollen Euch ersuchen uns zu folgen."

Die Königin machte eine Bewegung nach dem nächsten Fenster.

„Macht Euch keine unnütze Mühe, hohe Frau," sagte der Kriegsmann, ihr den Weg vertretend; „Ihr findet keine Hilfe. Die guten Bürger von Prag sind überrumpelt und an allen Posten entwaffnet. Des Regenten Streitmacht hat die Stadt in der Gewalt und Euer Palast ist von zweihundert Mann besetzt — es ist weder Hilfe noch Entrinnen. Ihr habt Zeit Eure nothwendigsten Kleidungsstücke zusammenzuraffen und mitzunehmen."

„Wohin soll ich mit Euch gehen?“ fragte die Königin in vollkommener Fassung.

„Das werdet Ihr schon sehen,“ versetzte der rohe Kriegsknecht.

„Und wenn ich nicht mit Euch gehe?“ warf die Königin ein.

„Dann haben wir Befehl, uns Eurer Person mit Gewalt zu bemächtigen,“ war die Antwort.

Die Königin warf einen Blick gen Himmel und sagte dann zu ihrer Kammerfrau: „Wecke mir die Kinder, daß ich Abschied von ihnen nehme!“

„Der junge Herr wird Euch begleiten,“ bemerkte der Anführer der Kriegsknechte.

„Und meine Töchter?“

„Sollen in das Stift bei St. Georgen gebracht werden.“

„Wecke sie und führe sie hierher!“ befahl die Königin ihrer Kammerfrau. Inzwischen suchte sie einige Gewänder zusammen. Im Herzen beklagte sie, daß Záwiš nicht da war, sie zu schützen, aber äußerlich schien sie sich ruhig in ihr Schicksal zu fügen.

Ihre Kinder kamen in Nachtkleidern und klammerten sich wehklagend an sie. Sie sprach ihren Töchtern, von welchen die älteste dem jungfräulichen Erblühen nahe, die andere, Agnes, eine noch festgeschlossene, aber

die herrlichste Entfaltung verheißende Rosenknospe war, Trost zu, und beschwichtigte durch Liebkosungen den kleinen, achtjährigen König, der auch leicht beruhigt war, als er hörte, daß er bei der Mutter bleiben solle.

Herzzerreißend war der Abschied der Töchter von ihrer geliebten Mutter. Die Kriegsknechte mahnten ein Ende zu machen. Noch eine letzte, heiße Umarmung, noch ein langer Kuß — und die Trennung war geschehen. Ohne zu wissen, wohin, folgte die Königin, ihren Sohn an der Hand, den Schergen. Vor dem Palast hielt ein Wagen, da wurden sie hineingehoben — dichte Finsterniß umgab sie, der Wagen rollte dahin.

Es war eine kalte schaurige Januarnacht. Der verschlossene Wagen schützte die königlichen Gefangenen vor dem wilden Schneegestöber, aber nicht vor der eisigen Kälte. Die Königin nahm ihren vor Frost zitternden Knaben auf ihren Schooß, wickelte ihn in ihre Gewänder und schloß ihn fest an ihren Busen. So erwärmte sie ihn, so gelang es ihr, ihn zwei Tage und zwei Nächte vor dem Tode zu schützen; denn so lange dauerte die gegen Mitternacht gerichtete Fahrt. Endlich hielt der Wagen. Als sie herausgehoben wurden, fanden sie sich auf einem frei aus waldiger Ebene emporsteigenden Bergkegel vor dem Thore einer gewaltigen Burg. Das Thor öffnete sich, sie wurden hineingeführt. Ueber eine Zugbrücke ging

es nach einem zweiten Thor, durch dasselbe nach einem von stattlichen Gebäuden, darunter mehreren Thürmen umgebenen Hof. In eins der Gebäude wurden die Gefangenen geführt und darin einem starkknochichen ältlichen Mann übergeben, der ihnen als der Burggraf bezeichnet wirde. Dieser führte sie eine Stiege hinan, durch mehrere Zimmer in ein großes Gemach, in dessen Kamin ein lustiges Feuer brannte — ein Zeichen, daß Gäste für diese Wohnung erwartet worden waren. Hier sollten die Gefangenen sich häuslich niederlassen.

Die Königin fragte den Burggrafen, der ein zwar etwas mürrisches Aussehen hatte, hinter dem sich aber ein starker Zug von Gutmüthigkeit versteckte, wo sie wären. Er antwortete, daß er das nicht sagen könne, und so erging es ihr fast mit allen Fragen, die sie jetzt noch an ihn richtete. —

Sezema brachte die Nachricht von dem Gewaltstreich des Regenten am folgenden Tage nach Kuttenberg zu Záwiš. Dieser wollte sich sofort nach Prag auf den Weg machen; aber Sezema beschwor ihn, nicht dahin zu gehen, weil er sich dadurch der Gefahr aussetze, auf irgend eine Weise für den Markgrafen unschädlich gemacht zu werden. Man müsse jetzt dahin wirken, die Kunde von dem schändlichen Streiche in einem Schrei der Entrüstung durch das ganze Land zu verbreiten. In

drei Wochen trete der Landtag zusammen, dann müsse man darüber Beschwerde erheben, und es sei zu erwarten, daß die gehörig vorbereitete Mehrheit die Beschwerde zu der ihrigen machen werde. Inzwischen wolle man den Aufenthalt der Königin auszukundschaften suchen.

Diesen Vorschlägen mußte Záwiš beipflichten, sie allein konnten zu einem Erfolge führen. Er beschloß nach Krumau zu eilen und alle Glieder seines Geschlechtes zusammen zu rufen, um sie zum einmüthigen Zusammenwirken, besonders auf dem Landtage zu veranlassen, indeß Sezema die übrigen, verbannt gewesenen Barone zu einem Bunde gegen den Regenten vereinigen wollte, was er um so sicherer zu erreichen hoffte, als die wenigsten mit der Rückgabe ihrer Erbgüter zufrieden waren, denn die ihnen entzogenen Krongüter waren darunter nicht mit begriffen.

Demgemäß ging Záwiš nach Krumau, Sezema aber eilte zunächst zu Boresch von Riesenburg.

Fester als je verbanden sich die Witkowetze mit ihrem Haupte, um den Anmaßungen des Markgrafen von Brandenburg entgegen zu treten. Auch von ihnen hatten Einige Krongüter besessen, die ihnen nicht zurückgegeben worden waren und die sie wieder zu erlangen wünschten. Außerdem waren sie sowohl durch Sezema als durch Záwiš' Mutter auf das Verhältniß des Letzteren zur

Königin als auf ein höchst folgenreiches für ihr Haus aufmerksam gemacht worden. Sie sahen im Geiste die fünfblätterige Rose und den königlichen Löwen zu Einem Wappen vereinigt.

Von der ganzen Sippe theilten nur Bertha und ihr Gatte die vermessenen Pläne und Hoffnungen derselben nicht. Sie kannten Záwiš' heimliche Ehe und hielten dieselbe für heilig und unzertrennlich. Bertha suchte Gelegenheit mit ihrem Bruder unter vier Augen darüber zu sprechen. Sie sagte ihm dabei unverholen, wie sie durch den Gedanken der Mutter, ihren Sohn als Gemahl der königlichen Witwe zur höchsten Gewalt im Lande emporsteigen zu sehen, beängstigt worden. Zwar hätte sie immer auf seinen rechtschaffenen Sinn vertraut, aber sie halte es doch für Pflicht, ihn schwesterlich zu warnen. „Sieh," setzte sie hinzu, „ich habe mich so sehr darauf gefreut, die Würdige, die Du zu Deiner Gattin aus freier Liebe gewählt, kennen zu lernen und als Schwester zu begrüßen und mein Glück in dem Deinigen verdoppelt zu finden."

„Das steht noch im weiten Felde," erwiderte er verstimmt. „Siehst Du denn nicht, wie unsere Mutter jetzt rüstiger und munterer ist, als je? Und so lange sie lebt, darf ich doch nicht daran denken, die Tochter des

Volkes als mein Weib heimzuholen. Oder willst Du, daß ich ihr den Todesstoß gebe?"

„Gott möge sie noch lange erhalten," sagte Bertha. „Ach, warum muß sie, die sonst so gut ist, so gar streng in Bezug auf Geburt und Herkommen denken! Ich kann freilich nicht wünschen, daß Du sie minder schonest — aber schone auch die Arme, die Dir Alles geopfert!"

„Wenn nur Alle unseres stolzen Geschlechtes dächten wie Du!" versetzte Záwiš sie auf die Stirn küssend. „Ueberlassen wir Alles der Zeit."

„Willst Du denn Dein Weib und Kind nicht einmal sehen?" nahm sie das Wort wieder; „sie wird sich gewiß recht nach Dir sehnen, zumal dahinten in dem einsamen mährischen Waldschloß."

„Du siehst wohl ein, daß ich jetzt nicht dahin gehen kann," gab er zur Antwort; „all' meine Thätigkeit gehört jetzt den Angelegenheiten der Rose und des Vaterlandes — und, daß ich's nicht verschweige, der bedrängten, Gott weiß, in welchem Kerker schmachtenden Königin."

„Thu, was Du thun mußt," sagte Bertha; „nicht wahr, über die Ritterpflicht hinaus wirst Du nicht gehen für die Königin?"

„Ich werde thun, was die Ehre gebietet," versetzte

Záwiš, und entzog sich einer Unterhaltung, die ihm peinlich zu werden begann.

Bertha fand keine Gelegenheit wieder mit ihm über diesen Gegenstand zu sprechen. Nach wenigen Tagen schon reiste er ab, um, wo möglich, eine Spur von der Königin aufzufinden. Er eilte in die Nähe von Prag und umkreiste dieses, überall forschend; aber sein Forschen war ein völlig fruchtloses.

Mittlerweile kam die Zeit der Eröffnung des Landtages heran. Sezema hatte tüchtig gewirkt. Alle ehemaligen Mißvergnügten und sämmtliche Freunde der Königin hatte er für seine Sache gewonnen, und von ihnen fehlte keiner im Ständesaal. Záwiš erhob in einer glänzenden Rede die Beschwerde über die an der Königin und ihren Kindern verübte Gewaltthat und drang auf ihre unverzügliche Wiedereinsetzung in ihre Hofhaltung zu Prag. Der Regent, welcher der Versammlung in Person beiwohnte, versuchte seine Handlungsweise zu rechtfertigen, indem er sie als durch das Staatswohl geboten darstellte. Die Königin habe statt in stiller Zurückgezogenheit für das Seelenheil ihres verstorbenen Gemahles zu beten, sich einem üppigen, kostspieligen Leben hingegeben; statt durch weise Sparsamkeit das ihrige zur Heilung der dem Wohlstande des Vaterlandes geschlagenen Wunden beizutragen, ihre Einkünfte verschwendet. Dieses

Treiben habe er um so weniger dulden dürfen, als es auch für die ihm anvertrauten Mündel gefährlich gewesen. Er habe die Königin in Güte aufgefordert, wenigstens ihre älteste Tochter Kunigunde diesem Treiben zu entrücken, aber sie habe ihm darauf nur mit schweigender Nichtachtung geantwortet. Da habe er sich genöthigt gesehen, sich ihrer Person zu bemächtigen und sie mit ihrem Sohne in sichern, aber fürstlichen Gewahrsam zu bringen, ihre Töchter hingegen dem Kloster bei St. Georg anzuvertrauen, wo sie bei ihrer erlauchten und ehrwürdigen Großtante, der Aebtissin Agnes, wohl aufgehoben wären.

Hiergegen erhob sich Herr Hynek von Duba. Noch nie, sagte er, sei auf böhmischer Erde eine so schnöde Gewaltthat verübt worden. Es sei wohl vor Zeiten vorgekommen, daß ein böhmischer Herrscher seine eigene Gemahlin verstoßen und verbannt habe, aber noch nie habe ein Fremder, der die Regierung in Böhmen verwaltet, den rechtmäßigen König und eine Königs-Witwe bei Nacht im Schlafe überfallen und gefangen weggeführt, Niemand wisse, wohin. Das sei wider alles göttliche und menschliche Recht und ein Schimpf für das ganze böhmische Volk. Der Regent sei eingesetzt, Recht und Ordnung in dem schwer heimgesuchten Lande zu stiften, und er beginne sein Werk mit der gröbsten Rechtsverletzung und Gewalt-

that, die sich nur denken lasse. Der sei kein Böhme, am allerwenigsten ein böhmischer Edelmann, der ein solches Verfahren gut heiße. Er erwarte, daß sich die versammelten Stände wie ein Mann dagegen erheben und die augenblickliche Zurückführung der königlichen Familie fordern würden.

Wirklich erhob sich Niemand für die Handlungsweise des Markgrafen, und einstimmig bestanden die Stände auf Zurückführung und Freigebung der königlichen Familie.

Dieser Willenseinhelligkeit wagte der Regent keinen Widerstand entgegenzusetzen. Er brauchte Geld und mußte fürchten, daß ihm dieses verweigert werden würde, wenn er sich nicht fügte. So versprach er denn der Forderung der Stände nachzukommen, ihnen die Verantwortung der Nachtheile zuschiebend, die ihre Verwendung nach sich ziehen könne.

Gern bewilligten ihm nun die Stände die beantragte Berna (freiwillige Gabe). Als er diese durchgesetzt sah, wußte er einen entscheidenden Beschluß über die hierauf von Albert von Seebach, unter Unterstützung der Witkowetze und Riesenburge beantragte Rückgabe der Krongüter an ihre vorigen Inhaber, klüglich zu hintertreiben, indem er versprach, diesen Gegenstand, der sich nicht so obenhin behandeln lasse, in Erwägung zu ziehen und

dabei das Interresse der Betheiligten möglichst in's Auge zu fassen. Auch die Beantwortung der am Schluße der Verhandlung von Sezema aufgeworfenen Frage, wo sich die königlichen Gefangenen befänden, umging er durch die Aeußerung: „Da sie nächstens wieder in Prag sein werden, so ist es unnütz, ihren Aufenthalt zu nennen."

Da sich die Mehrheit bei dieser Antwort beruhigte, so war eine bestimmtere nicht durchzusetzen. „Ich wette doch, daß wir überlistet sind," sagte Sezema zu Záwiš, als sie den Saal verließen.

„Ein Fürst wird doch sein Wort nicht brechen," entgegnete Záwiš.

„Wir wollen wieder mit einander reden," antwortete Sezema.

Es ging mancher Tag in's Land, und die Königin und der junge König kamen nicht zum Vorschein. Die Stände hatten die Hauptstadt zum größten Theil wieder verlassen, nur Záwiš und Sezema mit Hynek von Duba waren noch zurückgeblieben. Eines Morgens erschien Dalemil in großer Aufregung bei dem zuletzt genannten Herrn.

„Ei, was bringt Ihr mir denn, mein wackerer Meister Archivarius?" fragte Herr Hynek den Greis. „Ist vielleicht die Königin zurück?"

„Im Gegentheil," antwortete der Gelehrte, „ich

komme mit einer neuen Gräuelbotschaft. Denkt Euch nur, der Markgraf, der sich einen Regenten und Königsvormund nennt, ist mit dreihundert Kriegsleuten in die Burg eingefallen und mit fünfzig in den Dom zu St. Veit, die räumen Alles aus, was sie an Kostbarkeiten finden, und laden es auf Wagen, die es fort nach Brandenburg schaffen sollen."

„Ihr seid wohl von Sinnen, Alter?" rief Hynek ungläubig.

„Hätten sie nicht die Burg abgesperrt, so spräche ich, kommt und überzeugt Euch selbst," entgegnete der Gelehrte.

„Das wäre ja ein himmelschreiender Frevel!" sagte Herr Hynek.

„Es ist Manches himmelschreiend, und geschieht doch," bemerkte Dalemil.

„Waret Ihr schon bei Herrn Záwiš von Falkenstein mit Eurer Mähr?" fragte Hynek.

Dalemil verneinte.

„Wollt Ihr mich zu ihm begleiten?" fragte Hynek wieder.

„Ich will mit dem Manne nichts zu schaffen haben!" erklärte der Gelehrte.

„Wie? Ihr, der gute Patriot mit dem Stolze Böhmens?" fragte Herr Hynek verwundert.

„Ich habe nicht Ursache auf ihn stolz zu sein," versetzte Jener; „geht nur ohne mich zu dem stolzen Stolz von Böhmen — ich für meinen Theil bin zu stolz, ihm nachzulaufen."

„Was habt Ihr denn gegen ihn?"

„Nichts, was man Jedermann sagt, sondern was man am besten für sich behält. Ihr wisset nun, was auf dem Hradschin geschieht — wollt Ihr mit Herrn Záwis etwas dagegen unternehmen, so geht zu ihm; ich gehe, die Mähr unter die Bürgerschaft zu bringen."

Hynek eilte zu Záwiš und meldete diesem, was er eben vernommmen. Záwiš ward blaß vor Zorn, denn nach dem, was der Markgraf bereits gewagt, zweifelte er nicht an dieser neuen Frevelthat. Er riß sein Schwert von der Wand und gürtete es sich um, dann zog er den Freund stürmisch mit sich hinaus auf die Straße.

Vom Teynthurme ertönten die Sturmglocken — aus den Häusern stürzte das Volk nach dem großen Ring; dahin eilten auch die beiden Barone. Von einer Erhöhung herab verkündete Dalemil, was auf dem Hradschin vorging, und forderte die Bürger auf, sich zu waffnen und gegen die Räuber auszuziehen.

„Auf! Gegen die Räuber!" hallte es tausendstimmig wider, und alle Männer, die nicht bereits bewaffnet waren, eilten nach Hause sich zu waffnen. Schnell ver=

sammelten sich Hunderte mit Streitäxten, Brechstangen und Spießen.

„Wir wollen sie führen,“ sagte Hynek von Duba zu Záwiš, und dieser stimmte bei, denn es war offenbar, daß es an einer umsichtigen Führung gebrach. Záwiš rief ein paar stämmigen Schmieden, die zunächst standen zu: „Wenn wir etwas ausrichten wollen, brauchen wir einen Führer.“

„Freilich, ohne Führer geht's nicht,“ erwiderte einer der Schmiede — und ein anderer rief: „Das ist ja der berühmte Herr Záwiš von Falkenstein — da haben wir ja gleich einen Führer, der uns noch dazu hieb- und stichfest machen kann!“

Im nächsten Augenblick hatte ihn einer auf seiner Schulter und durch die Menge lief der Ruf: „Herr Záwiš von Falkenstein will unser Hauptmann sein!“ und Alles schaute auf den hoch über die Menge emporragenden Reiter auf der Schulter des Schmiedes. In dieser Stellung gebot Záwiš weithin Schweigen. Die Menge gehorchte, und er befahl nun, daß alle Bewaffneten sich kampfmäßig ordneten. Schnell bildeten sich in dem wehrhaften Volke ordentliche Glieder, worauf Záwiš die Schulter seines Schmiedes verließ, die Glieder eintheilte, ihnen ihre Unteranführer aus den stattlichsten Leuten gab und dann zum Marsch commandirte. In fester Ordnung

ging es zur Burg hinauf. Aber der Feind hatte sich wohl vorgesehen. Die äußeren Zugänge waren verrammelt und hinter der Verrammelung stand eine starke Besatzung. Es entspann sich ein hartnäckiger Kampf. Ueberall war Záwiš, leitete den Angriff und feuerte zur Tapferkeit an. Aber ein fünfmaliger Sturm ward abgeschlagen. Endlich gewann man eine Oeffnung und stürmte hinein. In bester Ordnung kämpfend zog sich der Feind zurück, um sich im innern Burgraum wieder festzusetzen.

Die Bürger stürmten nach dem nun frei gewordenen Dom. Er war ringsum fest verschlossen. Man wußte nicht, ob darin eine Besatzung lag oder nicht. Záwiš ließ das Hauptthor berennen — nichts darin regte sich; krachend stürzte die Thür aus ihren Angeln — kein Mensch war dahinter zu sehen, die Kirche war leer. Die Belagerer wollten hineindringen, aber Záwiš befahl Halt und ließ nur eine kleine Abtheilung behutsam hineingehen. Im Schiff der Kirche schien nichts verändert; man ging nach dem hohen Chor, nach dem Hochaltar. Da fehlten die schweren silbernen und vergoldeten Leuchter; das Sanctuarium war ausgeraubt, alle heiligen Gefäße und was der Sicherheit des heiligen Ortes halber an Kostbarkeiten hier aufbewahrt worden, war verschwunden.

„Auf! In die Burg!“ war jetzt die Losung. Záwiš erkannte, daß ein Sturm auf die äußerst feste Burg ohne ordentliches Belagerungswerkzeug wohl ein vergebliches Beginnen sei. Er stellte dies der wildempörten Menge vor und ermahnte sie zum Rückzug. Allein Niemand wollte etwas vom Rückzug wissen — er ward mit wildem Kampfgeschrei übertäubt und mußte spöttische Reden vernehmen. Da ging er mit seinem gezückten Schwert voran gegen die Burg. Mit einem Hagel von Pfeilen wurden die Stürmenden empfangen. Sie hatten nur einige wenige Sturmleitern; die da hinaufklommen, waren eine sichere Beute des Todes. Záwiš und an seiner Seite Hynek von Duba setzten sich dem dichtesten Pfeilregen aus, um den Angriff für die Belagerer weniger verderblich zu machen.

Auf einmal, als den von Kampfwuth Erfüllten die Erkenntniß zu dämmern begann, daß sie sich hier nichts als blutige Schädel holen konnten, rief Einer aus der Menge: „Warum plagen wir uns hier umsonst und opfern unser Leben? Haben wir nicht einen Zauberer zum Hauptmann? Kann der nicht uns feien, daß wir sicher sind, oder besser kann er nicht machen, daß das Thor sich von selber aufthut?“

Die das Wort hörten, stutzten, schauten nach Záwiš hin und flüsterten das Wort weiter. Das Geflüster

ward zum Gemurmel, das Gemurmel zum lauten Geschrei: „Braucht des Zaubers, Hauptmann! Braucht des Zaubers!“ Záwiš hörte mit Unwillen den wüsten, thörichten Ruf; er erhob seine Rechte mit dem Schwert. — „Still!“ hieß es in der Menge, „er will zaubern!“ Alsbald ward es fast todtenstill.

„Was ist das für ein tolles Verlangen?“ sprach Záwiš voll würdigen Ernstes. „Welcher Kobold hat euch den Gedanken eingegeben, ich könne zaubern? Ich bin ein Mensch wie ihr und kann so wenig das Unmögliche vollbringen wie ihr. Folgt meinem wohlgemeinten Rathe, gebt die unnütze Belagerung auf; laßt uns zuvörderst ordentlich dazu rüsten, dann will ich euch zum Siege führen.“

„Das ist leere Ausflucht,“ rief eine Stimme; „Ihr könnt wohl zaubern, wenn Ihr wollt — Ihr habt im Königshof in einer Nacht Bäume und Früchte wachsen lassen — Ihr steckt mit den Kirchenräubern unter einer Decke, wenn Ihr hier nicht zaubert.“

„Zaubert! Zaubert!“ schrie die erhitzte Menge.

Vergebens wiederholte Záwiš seine Versicherung, daß er nicht zaubern könne, daß, was er im Königshof gethan, etwas ganz Natürliches sei, was sie ihm Alle nachmachen können; aber wildes Geschrei unterbrach ihn, und der ganze Grimm, der sie erst gegen die sicheren

Räuber getrieben, schien sich jetzt gegen ihn zu kehren. Záwiš erkannte die Gefahr und sah sich nach einem Ausweg um; er entdeckte keinen. Hynek hielt sich treu an seiner Seite. Plötzlich rief eine Stimme aus dem wüsten Geschrei: „Schlagt ihn nieder, wenn er nicht zaubern will! Er ist schuld, daß sich so viele von uns die Köpfe hier eingerannt; warum hat er uns hierher geführt!“ — „Ja — schlagt ihn nieder!“ rief es wieder und wieder. Und nun drangen wüthende Menschen auf ihn ein — Záwiš setzte sich zur Wehr; Hynek deckte ihm den Rücken; Streitäxte, Schwerter, Brechstangen wurden gegen Beide geschwungen, mancher Arm erhob sich einmal und nicht wieder, hageldicht fielen die Schwertstreiche der beiden Freunde; mancher Mutter Sohn verhauchte seine Seele, ohne daß sie ihm die Augen zudrückte. Aber endlich schwanden den beiden Vertheidigern die Kräfte, matter und matter wurden ihre Streiche, bis eine Streitaxt Záwiš zu Boden schmetterte; ein wildes entsetzliches Geheul erhob sich über ihm; ein Dutzend Waffen wurden zugleich über ihn geschwungen, ihm den Rest zu geben — da durchbricht auf einmal eine Riesengestalt das Gedränge, schleudert links und rechts die mordlustigen Feinde zu Boden. Alles starrt entsetzt die furchtbare, durch die überraschte Einbildungskraft in's Ungeheuere vergrößerte Gestalt an, das Entsetzen lähmt alle Arme, und ruhig lassen sie es

geschehen, wie sie den in seine Kniee gesunkenen Záwiš in ihre Arme nimmt und wie ein Kind hinweg trägt, der tapfere Hynek von Duba halb bewußtlos hinterdrein läuft. Bald ist die Erscheinung dem Auge verschwunden. Alle bekreuzen sich; sie wähnen, der böse Feind der Menschen habe Záwiš geholt — und nun ist es ganz gewiß, daß dieser ein Zauberer gewesen.

Viertes Capitel.

Still und einförmig waren die Tage auf Malyhrad. Aber Libuša empfand keine Langeweile dort. In der mütterlichen Pflege ihres trefflich gedeihenden Knaben, in dem anregenden Umgang mit Meister Scarlatti, in der sinnigen Leitung eines für die arme Tochter des Volkes schon großen Haushaltes, in welchem ihr die Frau des riesigen Freisassen Jodok als Schaffnerin zur Seite stand, fand sie genügende Unterhaltung und Beschäftigung. Gegen das Aufwuchern einer krankhaften Liebessehnsucht schützte sie ein kräftiger Geist in einem gesunden Körper. Sie sah ein, daß ein Mann, wie Záwiš, nicht in der Waldeinsamkeit sich vergraben konnte, daß

seine reichen Gaben der Welt, dem Vaterlande gehörten; ebenso fühlte sie, daß sie sich innerlich frisch und gesund erhalten müsse, um ihrer Mutterpflicht vollkommen zu genügen und um einst, wenn die Zeit gekommen, an Záwiš' Seite in der Welt aufzutreten, seine Wahl zu rechtfertigen.

So war ihr der Herbst nach der letzten Trennung von Záwiš heiter verflossen. Da kam das Weihnachtsfest und mit ihm eine reiche Sendung aus Prag: ein ganzer Wagen voll Geschenke für sie und ihr Gesinde. Auch einen Brief von Záwiš übergab ihr der Führer des Wagens. Das war ihr das werthvollste Geschenk. Sie küßte den Brief, ehe sie ihn erbrach, und öffnete ihn mit vor freudiger Erwartung zitternden Händen. Aber was war das? Wie wenig Zeilen! Und in diesen wenig Zeilen wie wenig Inhalt! Da waren wohl einige allgemeine, zärtliche Redensarten, aber es war nicht der freie Erguß des ganzen, vollen Herzens, gemischt mit den Lichtwellen eines von Geist zu Geist fluthenden Stromes, wie sie ihn von seinem persönlichen Umgang her gewohnt war. Er schrieb ihr nichts von seinem Wirken, nichts von den Gedanken, die seine Seele bewegten, nichts was an den Denker und Dichter, an den in die Geheimnisse der Natur vertieften Geist erinnerte. War sie denn nicht mehr dasselbe Weib, das ihn, nach seinen früheren

Geständnissen, verstand, wie kein zweites Wesen in der Welt, in dem jeder Strahl seines Geistes einem verwandten Strahl begegnete, in dessen Herzen jeder Ton seines eigenen Herzens eine verschwisterte Saite fand, die ihn verdoppelt widergab? Warum ihr diese dürre Nachricht von seinem Wohlbefinden im Drange großer Geschäfte und dann diese Sprache tändelnder Sinnlichkeit, die etwa einem asiatischen Sultan gegen seine Favorite angestanden, wenn sie nicht doch auch etwas Gezwungenes an sich gehabt hätte? So küßte er ihr unter anderem im Geiste „die schönen Augen und jede Stelle ihres holden Blumenleibes". Sie hatte ihm diesen Leib nicht hingegeben im sinnlosen Taumel, sie hatte sich ihm vermählt im vollen Gefühle der geistigen Ebenbürtigkeit, im klaren Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ihrer von verwandten Geistern beseelten Naturen; nicht ein Spielzeug für seine Schäferstunden war sie geworden, sondern die vertraute Genossin seines ganzen Lebens, insbesondere seines geistigen. Und von diesem Leben wehte kein Hauch in diesem Briefe.

Sie barg den Brief in ihrem Busen und war Stundenlang eine Beute schmerzlicher Empfindungen. Dann aber kam ihr der Gedanke, daß es wie im äußeren Leben so auch im Seelenleben Trübungen und Verfinsterungen gebe, denen auch der größte Geist nicht entrinnen könne,

und sie tröstete sich, daß eine solche Trübung auch über den Geist ihres Gatten gekommen sein möge, die über lang über kurz vorübergehen müsse. Dann werde sie sich schon wieder der vollen Ausströmungen dieses Geistes erfreuen. Und sie machte sich über das Auspacken der reichen Geschenke, welche Záwiš mit königlicher Freigebigkeit gespendet hatte.

Das war eine fröhliche Weihnachtszeit auf dem sonst so stillen Waldschlosse. Die Christbescheerung war für alle Bewohner so reichlich ausgefallen, und die sanfte Herrin hatte durch ihre Liebe und durch ihre sinnige Veranstaltung eine Weihe darüber ausgegossen, die ihren Werth noch erhöhte.

Aber die fröhliche Weihnachtszeit verging und der durch sie verwischte Eindruck von Záwiš' Brief machte sich wieder geltend. Sie las ihn wieder und wieder, ob sie nicht doch etwas Befriedigenderes herausfände, als erst. Aber obgleich sie eine große Erfindsamkeit in günstigen Deutungen entwickelte, so blieb doch das Eine fest stehen: in diesem Briefe war ihr Záwiš nicht wieder zu erkennen. „Vielleicht macht sein nächster Brief Alles wieder gut!“ rief sie sich tröstend zu. Dieser nächste Brief ließ nur leider lange auf sich warten, und mußte lange auf sich warten lassen, weil klaftertiefer Schnee Malyhrad vollkommen von der übrigen Welt abgeschnitten hatte.

Libuša suchte in erhöhter Geschäftigkeit ein Gegenmittel gegen die traurigen Gedanken, die ihr immer und immer wieder kamen. Abends versammelte sie ihre weiblichen Hausgenossen um sich zu einer Spinnstube, wobei sie selbst die Runkel wacker führte, den Schlummer ihres Knaben hütete und die Spinnerinnen zu Gesang und Geplauder ermunterte. Sie selbst erzählte in fesselnder Weise Sagen aus dem wunderreichen Sagenschatze ihres Volkes. So gemahnte sie wohl selbst an ihre hehre Namensschwester, wie sie unter ihren Frauen saß und ihnen erzählte von den Thaten Samo's und ihres Vaters Krok. Zuweilen lud sie auch Männer dazu ein, namentlich Scarlatti und den Riesen Jodok. Dann kreiste die Schale mit Meth, den sie selbst bereitet, und Scarlatti erzählte von der ewigen Stadt, von der Herrlichkeit des Papstes, mehr und lieber von den Riesendenkmälern der Hoheit seines Volkes. Und wenn er sah, wie begierig Libuša seiner Rede lauschte, wie das erheiternd und neu belebend auf sie wirkte, dann ward er immer beredter, immer begeisterter, dann ward seine Erzählung fast zum Heldengedicht.

Aber wenn Libuša auch den traurigen Empfindungen und Gedanken, die sie beschlichen, einen wackern Widerstand entgegensetzte, so konnte sie ihrer doch nicht vollständig Meister werden. Die Oede der Natur um sie

her trug das ihrige dazu bei, sie immer und immer wieder wach werden zu lassen. Scarlatti's von Liebe geschärften Blicken entging die Veränderung im Wesen seiner Herrin nicht. Sein Auge hing oft theilnahmvoll an ihren ernsten Mienen, und er, der Sehnsucht nach dem Gatten dieselben zuschreibend, gab sich alle erdenkliche Mühe, sie zu zerstreuen und zu erheitern. Er bot ihr Unterricht in seiner heitern Kunst an; sie ging auch darauf ein und lernte mit Eifer den Pinsel führen. Dadurch vertrieb sie sich manche Stunde. Aber wenn sie auch durch dieses und andere Mittel den Tag über die Geister der Traurigkeit von sich abhielt, in der Nacht besuchten sie sie auf ihrem Lager.

Einst war sie, länger als gewöhnlich von ihnen gemartert, erst gegen Morgen hin in Schlaf gesunken. Da träumte ihr, Záwiš reite durch einen brausenden Strom, um eine Horde Räuber zu verfolgen, welche die böhmische Krone gestohlen. In der Mitte aber erfassen ihn die reißenden Wasser und treiben Roß und Reiter einem Wirbel entgegen, der Alles, was in seinen Bereich kommt, unrettbar verschlingt. Sie, die Träumende selbst, steht am Ufer, ringt die Hände und ruft nach Hilfe. Umsonst; schon treibt der Reiter am Rande des Wirbels, vergebens kämpft sein Roß gegen ihn an — schon hat es der Wirbel erfaßt — da in ihrer höchsten Angst

sieht sie auf dem jenseitigen Ufer den Riesen Jodok daher schreiten — sie winkt ihm, sie ruft ihm zu, er versteht sie, eilt an den Strom, springt hinein und watet mit seinen Riesengliedern in den Wirbel wie in ein Bächlein. Auf seinen Armen trägt er den geretteten Gatten an's Ufer, in ihre Arme.

Diesen Traum ward Libuša nicht wieder los. Ueberall sah sie seitdem das Bild des mit dem wirbelnden Wasser ringenden Gatten vor sich und eine bleibende Angst bemächtigte sich ihrer. Jetzt hatte sie für ihre bisherige Traurigkeit eine neue, ihrem sittlichen Charakter mehr zusagende, wenn auch weit beunruhigendere Erklärung: dem theuren Gatten drohte irgend eine furchtbare Gefahr — das war es, was sie mit banger Ahnung erfüllte. Anfangs verschwieg sie diesen Traum vor Jedermann, aber ihre zunehmende Angst trieb sie, ihn Scarlatti und Jodok mitzutheilen.

„Wunderbar," sagte Jodok, „just denselben Traum habe ich auch gehabt; ich kam dazu, wie der Wladyka mit dem Wasser rang und wie Ihr mir zuwinktet, ihm beizuspringen — ich watete durch den Fluß, der für meine langen Gliedermaßen nur ein Forellenbach war, und trug Euern Herrn heraus; den Gaul mußte ich freilich ersaufen lassen."

Libuša war auf's höchste betroffen über die Ueber=

einstimmung der beiden Träume, und ihre Angst verdoppelte sich. Scarlatti suchte sie zu beruhigen, aber der ehrliche Jodok meinte ganz von ungefähr komme das nicht, daß Zwei dasselbe träumten, und wenn die Wassergefahr auch nicht buchstäblich zu verstehen sei, so bedeute sie doch überhaupt eine große Gefahr, die dem theuren Herrn drohe. Er habe viel Feinde, wer könne wissen, was dieselben wider ihn im Schilde führten.

Jodok's Ansicht behielt die Oberhand. Libuša's Angst steigerte sich zu einem solchen Grade, daß sie die folgende Nacht schlaflos verbrachte. Am andern Morgen ließ sie Jodok zu sich rufen. „Es ist gewiß, daß meinem Herrn eine große Gefahr droht, und vielleicht hat der liebe Gott, der sie uns durch einen und denselben Traum offenbart, uns zu Werkzeugen der Rettung ausersehen. Wir wollen nach Prag eilen, ihn warnen, nach Befinden ihm beistehen. Wollt Ihr mich begleiten?"

„Ihr kommt nicht fort in diesem Schnee, edle Frau," erwiderte Jodok, „das stärkste Roß würde sich da nicht hindurch arbeiten. Aber ich getraue mir durchzukommen, ich will nach Prag gehen."

Libuša betrachtete die Riesengestalt des Mannes, gegen die sie allerdings als ein schwaches Kind erschien, und nach einigem Hin- und Herreden verzichtete sie auf

die eigene Reise, das Erbieten des treuen Mannes annehmend.

Jodok rüstete sich zur Reise und trat sie schon am folgenden Tage, vom Fuße bis zum Halse in Leder gekleidet, mit einem mächtigen Stocke bewaffnet und mit den nöthigen Zährungsmitteln versehen, an. Selbst für die Riesenglieder dieses Mannes war es ein herkulisches Stück Arbeit, sich durch die aufgehäuften Schneemassen Bahn zu brechen. Eine Tagereise weit mußte er bis über die Kniee im Schnee waten und oft sank er hinein bis an die Hüften. Mehr todt als lebendig kam er in dem ersten Städtchen an, und er brauchte die Nacht und den nächsten vollen Tag, um sich wieder so weit zu erholen, daß er die Reise fortsetzen konnte. Nach drei Wochen voll unbeschreiblicher Beschwerden kam er in Prag an. Es war bereits Nacht, als er die Stadt erreichte, und er fand das Thor verschlossen. Auch ward ihm auf sein Klopfen und Rufen der Einlaß verweigert. Was nun in der unwirthlichen Winternacht beginnen?

Indem er, ein Obdach suchend, die Stadt umwandelte, stieß er auf einen Priester, der im Begriffe war, einer Sterbenden die heilige Wegzehrung zu bringen. Er hörte das Meßglöcklein und sah im hellen Mondschein, wie der Priester das Allerheiligste vor sich hertrug. Aber der übliche Meßner fehlte, der Priester

trug auch die Meßgeräthe unter dem Arm. Jodok warf sich auf die Kniee und erbot sich dem Priester zum Meßnerdienst.

„Wer seid Ihr und was macht Ihr hier im Freien zu so später Stunde?“ fragte der Priester, die noch im Knieen ihn fast überragende Gestalt anstaunend.

Jodok erhob sich und antwortete: „Ich komme weither aus dem Mährenlande, meinen Herrn aufzusuchen, den edlen Záwiš von Falkenstein.“

„Das berühmte Haupt der Witkowetze, den die thörichte Menge einen Zauberer nennt?“ fiel der Priester ein, „obschon er nur ein Mann von großen Naturgaben und gewaltigem Wissen ist.“

„Ihr kennt ihn also, ehrwürdiger Herr?“ sagte Jodok erfreut. „Lebt er? Geht's ihm wohl?“

„Ich kenne ihn nicht näher,“ war die Antwort, „aber ich weiß, daß er in Prag ist und auf dem letzten Landtage sich sehr hervorgethan hat als Vertheidiger der königlichen Familie und der böhmischen Ehre. Doch kommt, wenn Ihr mit mir in ein Sterbehaus gehen wollt.“

„Vertraut mir die heiligen Geräthe,“ bat Jodok.

„Wollt Ihr wirklich meinen Meßner abgeben?“ sagte der Priester; „mein Meßner ist heute Abend schwer

erkrankt, und der Ruf da hinaus kam zu spät, als daß ich mir einen andern hätte bestellen können."

„Da trifft sich's ja ganz gut, daß ich, ein Obdach suchend, Euch begegnen muß," erwiderte Jodok; „vielleicht gewinne ich bei dieser Gelegenheit durch Gottes Hilfe ein Obdach, nachdem ich ihm schuldigermaßen gedient."

„Wenn es Euch gefällt in einem Sterbehause zu übernachten," sagte der Priester, „so werdet ihr dem armen Mann, dessen Weib auf dem Todbette liegt, sehr willkommen sein."

„Wir sind ja überall vom Tod umgeben," meinte Jodok und nahm die heiligen Geräthe in Empfang.

Bald erreichten die Beiden eine Hütte an der rauschenden Moldau. Es war dieselbe Fischerhütte, in der Libuša's Verwandte wohnten. Die Frau des Fischers, die alte Babet, selbst war die Sterbende. Der Fischer erwartete den Priester; er erschrak aber über den riesigen Begleiter desselben, der mit dem Kopf an die Decke des Zimmers stieß und dabei noch gebückt gehen mußte. Ein Röcheln verkündete, daß die Sterbende in den letzten Zügen lag.

„Es ist höchste Zeit," bemerkte der Priester und bereitete sich zu seinem ernsten Werke.

Bald erfüllte Weihrauchgeruch aus dem von Jodok geschwenkten Gefäße das Gemach.

Der Priester trat an das Sterbelager und reichte der Verscheidenden das Sakrament der Erquickung. Dann salbte er ihre Glieder mit dem heiligen Oele.

Der Fischer und Jodok knieten neben dem Geistlichen.

Unter den Gebeten desselben ging die Seele von Libuša's einziger Verwandten außer ihrem Vater, in ihre ewige Heimath.

Als der Priester sein letztes Gebet gesprochen hatte, reichte er dem leise weinenden Fischer die Hand und sagte: „Gott hat es wohl mit ihr und mit Euch gemacht. Ihr gestörter Geist ist nun wieder klar im Lande der Klarheit und Ihr seid einer großen Noth und Sorge überhoben."

„Nun stehe ich so allein und verlassen da," erwiderte der Fischer im sanften Klageton. „Mein Weib war so gut, ehe die Finsterniß über ihre Seele kam, um der unglückseligen Dirne willen."

„Ihr müßt dem armen Geschöpf nicht fluchen, Alter," warnte der Priester mild.

„Ich fluche ihr nicht," sagte der Fischer; „eigentlich ist an dem Schicksal meines Weibes auch sie weniger schuld als ihr Vater, der Schwager Dalemil, der die

gute Babet zur Kupplerin machte und ihr das ganze Verderben seiner Tochter auf die Seele wälzte. Das ertrug sie nicht, das zerstörte ihren Geist."

Bei dem Namen Dalemil erinnerte sich Jodok des Redners, den er einst von der Bühne herabgerissen und dem er den Garaus gemacht hätte, wenn Záwiš nicht dazwischen getreten. War das derselbe Dalemil, von dem hier die Rede war? Dann war ja die eben Geschiedene eine nahe Verwandte seiner geliebten Herrin, denn diese war ja jenes Dalemil Tochter, und dann hatte er ja unbewußt dieser einzigen Verwandten seiner Herrin einen letzten Liebesdienst erwiesen.

Als er weiter über diese Verhältnisse nachdenken wollte, reichte ihm der Priester die Hand, indem er sagte: „Ich danke Euch für Euern Dienst im Namen dessen, dem er geleistet wurde. Unser alter Freund hier wird Euch gern Obdach geben, doch wäre es mir lieb, Ihr ginget ein Stück mit mir, wenn Ihr nicht zu müde seid."

„Ich achte es für meine Pflicht, Euch bis zur Stadt zurück zu geleiten," erklärte Jodok.

„Das nehme ich nicht an," entgegnete der Priester, „kommt nur eine kleine Strecke mit."

Jodok war bereit. Der Priester bat den Fischer,

ein Weilchen auf seinen Gast zu warten, und nahm dann mit einigen apostolischen Trostworten von ihm Abschied.

Vor dem Hause sagte der Priester zu seinem Geleitsmann: „Es ist eine jener wunderbaren Fügungen, die uns so oft an das Eingreifen der unsichtbaren Hand Gottes in das Leben der einzelnen Menschen erinnern, daß Ihr, ein Diener des Herrn Záwiš, ohne es zu wollen, in ein Haus und an ein Sterbelager kommen mußtet, das diesen edlen Herrn sehr nahe angeht. Sagt mir einmal unter dem Siegel der Beichte: wisset Ihr, ob Euer Herr vermählt ist?"

Der Priester hatte Jodok's Vertrauen in einem solchen Grade gewonnen, daß dieser ihm ohne Bedenken die Frage mit Ja beantwortete und hinzufügte, daß er eigentlich mehr im Dienste der Herrin als des Herrn stehe und von ihr komme.

„Dann darf ich offen mit Euch reden," sagte der Priester. „Ich weiß, daß die Nichte der Verstorbenen, Libuša, die Tochter Dalemil's, der jetzt Reichsarchivarius ist, dem Herrn Záwiš von Falkenstein auf Krumau vor Zeugen und an heiliger Stelle von Priestershand ehelich angetraut worden, und weiß auch, aus welchem Grunde diese Ehe bis jetzt vor der Welt geheim gehalten worden; denn ich selbst habe die Trauung in dem Kloster, in dem ich früher lebte, vollzogen. Weil auch der Vater Dalemil

nichts von dem geschlossenen Ehebunde seiner Tochter wußte, sondern in dem Wahne lebte, sie sei durch Zauberkünste des Herrn Záwiš gefallen, so tobte er in seinem Schmerze wider seine Schwester als der Mitschuldigen an ihrem vermeintlichen Verderben, fluchte ihr und schwor, sie hinfort nicht mehr als Schwester erkennen zu wollen. Das nahm sich die arme Frau zu tief zu Herzen, sie ward irr im Geist und starb endlich im Wahnsinn, ohne je wieder einen lichten Augenblick zu haben, in dem sie sich mit dem strengen Bruder hätte aussöhnen können. Ich hatte ihn für die Versöhnung gewonnen; er kam in der letzten Zeit öfters in dieses Haus, aber die unglückliche Schwester erkannte ihn nicht mehr. Nun ist sie todt, und er trägt zu seinem Leid um die Tochter auch noch die Anklage seines Gewissens, das unglückliche Ende seiner Schwester mit verschuldet zu haben. Es ist dies ein warnendes Beispiel, wie mißlich es um alle Tugend bestellt ist, die sich nicht mit christlicher Liebe und Sanftmuth paart. Ihr wißt nun, woran Ihr mit dem trauernden Mann da drinnen seid und was Ihr von seinen Reden in Bezug auf seine Nichte und seinen Schwager zu halten habt. Ihr werdet ihn zu besänftigen suchen, ohne das Geheimniß Eures Herrn zu verrathen. Das war es, was ich Euch sagen wollte, weßhalb ich Euch mitzugehen bat. Jetzt geht zurück, Ihr seid müde."

Jodok unterbrach ihn mit der Erklärung, daß er es sich nicht nehmen lasse, ihn bis an das Stadtthor zu begleiten. Aber der Priester nahm die Begleitung durchaus nicht weiter an. So mußte Jodok schon darauf verzichten.

In die Fischerhütte zurückgekehrt, fand er seinen Wirth bereits am Tische eingeschlafen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, einem Trauernden, dem der Schlaf die größte Wohlthat war, diese Wohlthat zu rauben. Er leuchtete im Hause umher, fand einige Schütten Stroh, trug diese in die warme Stube und bereitete sich ein Lager, auf dem er bald, unbekümmert um die Leiche, den Schlaf der Gerechten schlief.

Als er am Morgen erwachte, war es bereits Tag und sein Wirth bereitete die Morgensuppe. Beim Genuß derselben erzählte der Fischer die Geschichte von seiner Nichte Libuša und dem „Zauberer" Záwiš von Falkenstein, wie er sie kannte. Jodok suchte ihm seinen Wahn auszureden und seine Klagen über den durch Záwiš über seine Familie gebrachten Jammer zn besänftigen. Aber da er ihm die Thatsache von Libuša's Vermählung nicht mittheilen durfte, so war auch seine Bemühung nicht besonders erfolgreich.

Seiner Sendung eingedenk, verließ er den Fischer bald und eilte nach der Stadt. Eben ertönte die Sturm-

glocke von der Teynkirche, als er die erste Gasse erreichte. Er sah das Laufen der Leute, und da er nicht einmal wußte, wo Záwiš' Herberge lag, folgte er dem Strome. Er kam gerade auf den Ring, wie sein Herr, auf der Schulter des Schmiedes sitzend, die Menge anredete. Er erkannte ihn und drängte sich in seine Nähe — Alles wich vor dem riesigen Mann zurück. Aber er sah ein, daß es unpassend war, in dem Augenblick, wo Záwiš mit dem Ordnen der Schaaren beschäftigt war, sich ihm zu nahen. Er zog sich daher wieder zurück und beschloß, den Zug zur Burg mitzumachen. Dabei kam ihm der Einfall, sich möglichst unkenntlich zu machen, um zu sehen, ob ihn sein Herr trotzdem erkennen werde. Er bewirkte dies leicht durch das Hereinziehen seiner Mütze, da sein jetziger Anzug ihn ohnehin ziemlich unkenntlich machte. So folgte er seinem Herrn unerkannt nach. So war er bei dem Sturm auf die Außenwerke der Burg, ohne jedoch dabei nach besondern Heldenthaten zu streben. Er hatte nur immer seinen Herrn im Auge. Als der Sturm auf die Burg selbst begann, ward dicht vor ihm ein zarter Jüngling durch einen Pfeilschuß zu Boden gestreckt. Da vergaß Jodock im Augenblick seines Herrn, erbarmte sich der Jünglings und trug ihn aus dem Bereich der feindlichen Geschosse. Als er ihn an einem sichern Orte niederlegen wollte, sah er, wie ein Blutstrom aus der

der Seite des Verwundeten quoll. Unmöglich konnte er ihn so liegen lassen. Er trug ihn zu einem nahen Brunnen, öffnete dem inzwischen ohnmächtig Gewordenen das Gewand, wusch die Wunde und verband sie ihm. Jetzt schlug der Jüngling die Augen auf und sagte mit matter Stimme: „Ich sterbe — o tragt mich zu meiner Mutter, daß ich in ihren Armen sterbe; sie wohnt gar nicht weit von hier.“ Konnte er das rührende Flehen eines Sterbenden abschlagen? Er nahm ihn wieder auf seine Arme, er fragte nach der Wohnung seiner Mutter. „Dicht an der Brücke — sie wird uns kommen sehen,“ war die Antwort. Und er trug ihn hinab. Vor der Brücke kam ihm eine Frau entgegen gestürzt — mit dem Ausrufe: „Mein Sohn!“ neigte sie sich über ihn.

Jetzt gedachte Jodok wieder seines Herrn; eine sonderbare Angst überfiel ihn; er mußte zurück — er legte den Jüngling neben seiner Mutter nieder und eilte den Berg hinan zur Burg. Da sah er die Bedrängniß seines Herrn — da zertheilte er mit gewaltigem Arm das wilde Gedränge, und der Leser weiß, wie er ihn der wilden Menge entriß.

Ein Schlag auf den Kopf hatte Záwiš betäubt. Noch unterwegs kam er wieder zu sich. Herr Hynek von Duba nahm den Freund und seinen Retter mit in sein,

dem Königshofe unweit der Brücke nahe gelegenes Haus, da es ihm nicht gerathen schien, wenn Záwiš in seine allbekannte Wohnung ging.

Sobald Jodok mit seinem Herrn eine Weile allein war, erzählte er ihm, auf welche Veranlassung er hierher gekommen. Záwiš war tief gerührt von der zärtlichen und ahnungsvollen Sorge seiner Gattin. Er erkannte in ihr jene Liebe, welche das Herz, das sie bewohnt, so innig mit ihrem Gegenstand verknüpft, daß sie auch in weiter Ferne Alles, was ihm begegnet, geheimnißvoll empfindet. Dies und Alles, was ihm Jodok von dem Walten seiner Herrin erzählte, belebte ihr Bild in seiner Seele wieder und erweckte eine innige Sehnsucht nach ihr. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie so lange vernachlässigt, und nahm sich vor, sobald als möglich zu ihr zu reisen.

Dieser Vorsatz befestigte sich in ihm in den folgenden Tagen, als sowohl er wie Hynek von Duba einsahen, daß im Augenblick in Prag für sie nichts zu machen war. Mit dem wahnbethörten Volke konnten sie keinen Versuch wieder machen, gegen die brandenburgischen Räuber, die in der Burg jedem Angriff trotzten, etwas zu unternehmen. Auch Hynek beschloß, Prag zu verlassen und auf seine Güter im Norden des Landes zu gehen. Nur wollte er noch die Rückkehr Sezema's von Wittingau erwarten, der auf Kundschaft nach dem Aufenthalte der

Königin ausgegangen war, und so lange bat er auch Záwiš noch bei ihm zu bleiben.

Sezema erschien acht Tage nach dem Sturm gegen die Burg.

„Ich komme aus einer argen Klemme," berichtete er; „ich hatte mich verkleidet unter das brandenburgische Kriegsvolk gemischt, um etwa den Einen oder den Andern von denjenigen auszuwittern, welche bei der Entführung der Königin thätig gewesen. Ich gab mich für einen armen Lausitzer Ritter aus, der sein Gut durch die Gurgel gejagt und nun im markgräflichen Dienst an den böhmischen Geldsäcken sich wieder erholen wolle. Ich ward angenommen. Da galt es nun brandenburgisch zu saufen, zu fluchen und auf die Böhmen zu schimpfen, ja ich mußte mithelfen mausen — Gott verzeihe mir die Sünde; aber die Burg und der Dom wären auch ohne mich ausgeraubt worden. Wie ich aber gegen meine Landsleute mit den Brandenburgern kämpfen sollte, da war mir nicht wohl, und wie ich nun gar Euch, Wladyka und Herr Hynek, an der Spitze des stürmenden Volkes sah, da wünschte ich hundert Meilen weit zu sein. Es half aber nichts, ich war einmal mit in der Falle und mußte aushalten, mußte thun, als wollte ich alle Böhmen zerreißen, die mir in die Hände fielen. Nun, ich darf mir das Zeugniß geben, keinen zerrissen zu haben. Leider konnte ich Euch

nicht beispringen, wie ich sah, daß das tolle Volk sich gegen Euch kehrte, Wladyka; ich rieth den Brandenburgern zwar zu einem Ausfall, um das Gesindel von Euch abzuziehen, aber den Brandenburgern war es wie echten Räubern nur um Bergung ihres Raubes zu thun, sie sahen mit Ergötzen dem Streite unter ihren Feinden zu — und ich mußt' Euch fallen sehen; zum Glück war der wackere Riese da bei der Hand und machte weiterer Gefahr ein Ende."

„Fürwahr eine arge Klemme war das," bemerkte Hynek von Duba, „und durch den ganzen Handel habt Ihr Euerm vielbewährten Kundschafter- und Unterhändlergeist die Krone aufgesetzt. Aber wie ist's? Wie ist der ganze Handel noch abgelaufen? Habt Ihr etwas erkundet?"

„Das habe ich," antwortete Sezema; „ich weiß wenigstens die Richtung, in welcher die Königin fortgeführt worden, die ungefähre Entfernung, Lage und das Aussehen ihres Aufenthaltes!"

„Laßt hören, Vetter!" rief Záwiš gespannt.

„Es gelang mir nach langem Spüren einen Mann ausfindig zu machen, der mit bei der Entführung gewesen, und dem ich bei der Weinkanne so viel entlockte, daß die Reise von Prag aus in der Richtung zwischen Mitternacht und Morgen gegangen sei. In der Morgenfrühe

seien sie an eine Stadt gekommen, die an einem ansehnlichen Strom gelegen, über den sie hätten setzen müssen. Von da an sei die Reise gerade nach Mitternacht gegangen durch eine wellenförmige fruchtbare Gegend. Sie hätten auf dem ganzen Wege nur so lange Rast gemacht, als nöthig gewesen zur Fütterung der Pferde. Den zweiten Tag gegen Mittag seien sie über ein Sandsteingebirge an einen großen Wald gekommen, durch den sie stundenlang gefahren, bis sie an einen hohen, frei aus der waldigen Ebene steigenden Berg gelangt. Auf demselben habe eine stattliche Burg mit gewaltigen Mauern und Thürmen gestanden. Das sei das Ziel der Reise gewesen, dort sei die Königin mit dem kleinen König dem Burggrafen übergeben worden. Das Geleite hätte auf der Burg übernachtet und den folgenden Morgen die Rückreise nach Prag angetreten. Den Namen der Burg wußte mein Berichterstatter nicht, ebenso wenig konnte er mir die Stadt, durch die man gekommen, und den Strom dabei nennen. Ich ließ mir die Stadt näher beschreiben, und erkannte Brandeis, in dem Strom die Elbe. Andere Städte hatte man auf der ganzen Reise nicht berührt. Ueber das Aussehen und die Lage der Burg erfuhr ich noch, daß sie auf dem Gipfel des Berges liege, der die Form eines ungeheuern Kegels habe und ringsum bewaldet sei. Die Burg sei sehr groß, von doppelten

Mauern umgeben und mit vier Thoren versehen. Vier Eckthürme und ein sehr hoher Hauptthurm verliehen dem trotzigen Bau ein würdevolles, fast majestätisches Ansehen. Die Besatzung, die unter einem alten mürrischen Burggrafen stehe, sei nicht stärker als fünfzig Mann, doch könne diese bei der ungeheuern Festigkeit der Burg leicht einen Sturm von vielen Hunderten abschlagen. Bemerkenswerth sei noch, daß man die Burg sehr weit sehe, wie man denn von ihr aus eine große Fläche Landes übersehen könne. Gegen Mitternacht hin sähe man in nicht zu großer Entfernung zwischen Wäldern die Wasserspiegel ungeheurer Teiche. Das ist das Hauptsächlichste, was ich aus dem Kriegsknecht bringen konnte. Ich kann mir zwar nicht denken, was für eine Burg das sein mag, da ich so weit nach Mitternacht nie gekommen."

„Wenn mich nicht Alles trügt, ist es die Burg Pösig," rief Hynek von Duba; „diese liegt ungefähr so weit von hier, wie die fragliche Burg dem Erzählten nach liegen müßte, auch dürfte sie von Brandeis aus so ziemlich genau gegen Mitternacht liegen. Die Beschreibung des Berges und der Burg selbst paßt ganz auf Pösig, das ich gar wohl kenne, denn sein Gebiet gränzt mit dem meinigen."

„Dann könnten wir ja von einer Eurer Burgen aus uns leicht auf Kundschaft legen," sagte Sezema,

„wenigstens könnten wir uns die Ueberzeugung verschaffen, ob wir den rechten Ort gefunden haben. Es wäre doch herrlich, wenn es uns gelänge die Königin und Böhmens künftigen König aus der Gewalt des Brandenburgers zu befreien!“

Dieser Gedanke bewirkte einen mächtigen Kampf in der Brust Záwiš'. Er war fest entschlossen gewesen, mit Jodok nach Malyhrad zu gehen und wieder eine Zeit lang seiner Gattin anzugehören; aber gebot ihm nicht seine Ritterpflicht, vorerst die Befreiung der Königin und des jungen Königs zu bewirken, nachdem er ihre Spur gefunden? Und war er es nicht seinem Geschlechte schuldig, sich dieses Verdienst um den künftigen Beherrscher Böhmens zu erwerben? Denn dieses Verdienst konnte, recht benutzt, zu großem Einfluß auf denselben und durch diesen Einfluß zu Vortheilen führen, die man durch andere Mittel nicht so leicht erlangen konnte. Zu dieser Erwägung gesellten sich bald die Träume von eigener Macht und Herrlichkeit, welche in der letzten Zeit vor der Entführung der Königin durch die Auszeichnung, die sie ihm widerfahren ließ, in seiner Seele geweckt und genährt worden waren, und denen er schon so weit erlegen war, daß er seiner treuen, aller Liebe werthen Gattin jenen kalten, nichtssagenden Brief schreiben konnte, der sie so kränkte und beängstete. Wenn die durch Jodok's

Erscheinen neu entzündete Liebesflamme den Mächten, welche sie bekämpften, noch einen Widerstand entgegen setzte, so sorgte Sezema dafür, daß derselbe nicht die Oberhand behielt, daß sich die Entscheidung auf die Seite jener Mächte senkte.

„Ich wollte mit Dir zu Deiner Herrin reisen," sagte Záwiš, als er mit sich im Reinen war, zu Jodok, „ich wollte wieder eine Zeit unter Euch leben — ich dachte mir das so schön — aber es geht nicht; höhere Pflichten halten mich in Böhmen zurück; ich habe geschworen die gefangene königliche Familie zu befreien, ich kann diesen Schwur nicht brechen. So muß ich Dich allein nach Malyhrad ziehen lassen."

„Das geht nicht, Wladyka," versetzte Jodok; „ich darf nicht ohne Euch nach Malyhrad zurückkommen. Sie hat mir Euer Leben und Heil auf die Seele gebunden; so lange es noch Kampf und Gefahr für Euch gibt, muß ich Euch zur Seite bleiben. Ich sollte aber meinen, eine kurze Zeit könntet Ihr Eurer Gemahlin widmen, Ihr würdet sie namenlos glücklich machen, wenn Ihr sie jetzt besuchtet — o thut es doch, bereitet ihr doch dies Glück!"

„Es geht nicht, Jodok," erwiderte Záwiš; „geh nur allein nach Malyhrad und schütze Deine Herrin in meiner Abwesenheit."

„Sie würde mich sogleich wieder fortjagen, käme ich

ohne Euch," erklärte der ehrliche Riese, und wie sehr ihm auch Záwiš zusetzte, er blieb dabei, daß er bei ihm bleiben müsse.

Záwiš ließ es sich zuletzt gefallen und nahm ihn mit nach Dauba, dem Stammsitze der Berken von Duba, von welchem berühmten Geschlechte Herr Hynek das Haupt war.

Fünftes Capitel.

Aus dem welligen Hügellande, das sich zwischen der Elbe, Iser und dem Lausitzer Gebirge ausbreitet, ungefähr in der Mitte zwischen den alten Städten Bunzlau und Leipa, erhebt sich der gewaltige Basaltkegel des Pösig zu einer alles Land weit umher beherrschenden Höhe. Auf dem Gipfel dieses Berges lag die königliche Burg Pösig, deren Trümmer noch heute Zeugniß ablegen von ihrer einstigen Größe und Festigkeit.

In dieser Burg lebte die Königin Kunigunde mit ihrem Sohne Wenzel II. Von der Höhe königlicher Herrlichkeit war sie herabgestüzt zu einer armen Gefangenen, welche nicht Herrin über eine Handbreit Erde war, kaum über die Spinnen an den Wänden, die sie umschlossen.

Sie, welche noch vor Jahresfrist die verschwenderische Hand des reichsten Königs seiner Zeit mit Allem umgab, was Natur und Kunst zur Verschönerung des Daseins der Mächtigen dieser Erde boten, die noch vor wenig Wochen ein von einem erfinderischen Geiste geschaffenes Feenreich beherrschte, war jetzt zwischen vier öde Wände gebannt, wo sie wenig mehr als die nöthigsten Geräthe einer menschlichen Wohnung fand. Sie, deren Wink vor Kurzem noch Hunderte in Bewegung gesetzt hatte, ihr zu dienen, mußte sich jetzt selbst bedienen wie der Niedrigstgebornen eine, ja sie war nicht einmal zum eigenen Dienst freie Herrin ihrer Hände und Füße.

Doch verläugnete sie auch in diesem furchtbaren Schicksalswechsel nicht den angeborenen, durch die lange Gewohnheit des Herrschens ausgebildeten und befestigten königlichen Sinn. Wie schmerzlich sie auch die Entbehrung Alles dessen empfand, was ihrem Leben Glanz, ihrem Geiste Erhebung, ihren Sinnen Genuß verliehen, sie verrieth es nicht durch Niedergeschlagenheit, nicht durch Weinen noch Seufzen. Der rauhe Burggraf, der angewiesen war, sie „kurz zu halten", mußte sich dieser ruhigen Würde neigen und fand sich unfähig, ihr den Gebieter zu zeigen. Und sie begegnete ihm auch nicht als solchem, sie behandelte ihn wie ihren Diener, aber mit der Leutseligkeit und Huld, mit der sie an ihrem Hofe

das Dienen zu einer Lust zu machen verstanden. In Kurzem hatte sie es dem alten Mann „angethan“, daß er ihr so viel Freiheit gewährte, als er es nur den Aufpassern, die ihn umgaben, gegenüber wagen durfte.

Freilich erstreckte sich die Freiheit immer nicht weiter, als daß er sie in der Burg frei umher gehen und in ihren eigenen vier Pfählen frei schalten, insbesondere mit ihrem Sohne frei verkehren ließ. Dies letztere war aber gerade für sie der größte Trost, ja sie betrachtete es für eine heilsame Fügung Gottes, daß sie auf diese Art ausschließlich der Erziehung und Bildung des künftigen Herrschers von Böhmen sich hingeben mußte, daß er allen andern Einflüßen entzogen war. Sie gedachte der Mahnung Záwiš' und wollte sie erfüllen. So wissen muthige Geister dem Unglück seinen vernichtenden Stachel zu nehmen, indem sie dessen gute Seite herauskehren.

Der königliche Knabe bedurfte aber auch im höchsten Grade einer weisen und sorgsam bildenden Hand. Als Kind sehr schwächlich, war er verzärtelt worden, und neben einer leicht reizbaren Gemüthsart hatte sich ein bedenklicher Eigensinn entwickelt. Er war nicht ohne geistige Anlagen, insbesondere zeigte er ein bewundernswerthes Sprachtalent und Anlage zum Rechnen; dagegen zeigte er wenig Einbildungskraft, wenig Schwung des Geistes und auf das Große gerichtete Willenskraft. Er

konnte viel Eifer und Ausdauer auf Kleinigkeiten verwenden, Anstrengungen der Denkkraft scheute er und hohe Gedanken ließen ihn gleichgiltig. Es war schwer, aus solchem Stoff einen König zu bilden, wie er im Geiste Kunigunden's lebte. Aber zum Theil übersah oder unterschätzte das mütterliche Auge die Mängel ihres Sohnes, zum Theil traute sie sich mehr erzieherische Kraft zu, als sie besaß. Dennoch konnte ihr Werk manch edle Frucht tragen.

Es verrieth einen guten Takt, daß sie den künftigen Herrscher Böhmens in die ruhmvolle Geschichte seines Volkes einführte und dabei die Lehren Záwiš' beherzigte. Sie suchte es ihm recht einleuchtend zu machen, wodurch Böhmen groß und seine Könige mächtig geworden, wodurch beide in manchen Zeitläufen gesunken. Sie wies nach, daß das Land am größten dagestanden, wenn es sich am freiesten in den eingeborenen Sitten und Rechten bewegt, daß diejenigen Herrscher die glücklichsten gewesen, welche am treuesten im Geiste der Nation gewaltet.

Eines Tages ward die Burg durch einen unerwarteten Gast überrascht. Es war ein Herr mit zahlreichem Gefolge, er selbst halb als Ritter, halb als Würdenträger der Kirche angethan; doch lag in seinem Wesen weit mehr von einem Kriegsfürsten als von einem Hirten der Heerde Christi. Eine große massive Gestalt,

mit sonnengebräuntem, sprühaugigem, adlernasigem Gesicht. Der gab sich dem Burggrafen als Eberhardt, Bischof von Brandenburg, zu erkennen, den der in sein Land heimgerufene Markgraf Otto als Machtverweser in das Königreich Böhmen gesandt habe. Er ließ sich die Burg zeigen und kam dabei auch an die Gemächer der Königin. Der Burggraf wollte ihn vorüberführen; doch der Bischof verlangte sie zu sehen, riß selbst die Thür auf und trat hinein.

Die Königin saß in dem zweiten Zimmer, beschäftigt mit dem Unterricht ihres Sohnes. Der Bischof winkte seinem Gefolge zurückzubleiben und schlich sich an die Thür zu jenem Zimmer. Als er eine Weile gelauscht, öffnete er rasch die Thür und schritt herrisch hinein. Verwundert über die unziemliche Störung blickte die Königin auf. „Wer dringt hier unangemeldet ein?“ fragte sie.

„Ein Mann, der nicht nöthig hat, erst um Erlaubniß zu fragen, weil er in diesem Lande befiehlt!“ erwiderte der Bischof.

Die Königin erhob sich und trat ihm würdevoll entgegen, ihren Sohn an der Hand.

„Der eigentlich im Lande Böhmen zu befehlen hat, ist dieser mein Sohn, König Wenzel II.,“ sagte sie, „und der an seiner Stelle befiehlt, ist der Markgraf von Brandenburg — der seid Ihr nicht.“

„Aber ich bin sein Machtverweser," erklärte der Bischof, „Bischof Eberhardt von Brandenburg."

„Gott sei meinem armen Böhmen gnädig!" rief die Königin; „denn was soll das Volk von einem Manne erwarten, der nicht einmal Achtung vor seiner Königin hat, der die allergewöhnlichsten Gesetze der Sitte verletzt!"

Der Bischof schwieg einen Augenblick verblüfft. Dann sagte er: „Ich sehe, das Unglück hat Euch noch nicht gebessert. Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade — er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen. Ich will Eure Hoffahrt brechen — Burggraf, der junge Herr wird augenblicklich von hier fortgebracht, wo er durch unchristliches Beispiel und gefährliche Lehren verdorben wird!"

Die Königin hielt ihren Sohn schützend fest, dieser schrie und weinte — der Burggraf zögerte mitleidsvoll.

„Soll ich meine Knechte rufen?" herrschte der Bischof dem Burggrafen zu; „ich merke, dies Amt ist in schlechten Händen, ich werde dafür sorgen müssen, daß es in bessere kommt!"

Dies wirkte; der Burggraf trat auf den jungen König zu, der seine Mutter jammernd umklammerte. Der Burggraf hatte eine Thräne im Auge. Schmerz und

Entrüstung malten sich im ganzen Antlitz der Königin, indem sie ihren Sohn fest an sich drückte. Aber es half ihr nichts, der Bischof legte selbst mit Hand an, ihn von ihr loszureißen. Sie sah ein, daß hier Widerstand vergebens war, sie bezwang ihren Stolz und legte sich auf's Bitten — aber eine höhnische Aeußerung des Bischofs verschloß ihr wieder den Mund; stumm, mit zum Himmel gerichtetem verklagendem Blick ließ sie den schreienden Knaben fortschleppen.

Zum erstenmale ward jetzt die Thür ihres Kerkers verriegelt. Lange stand sie noch starr und stumm in der Mitte des Gemaches, endlich stürzten ihr die Thränen aus den Augen, sie sank auf ihre Kniee und klagte dem Himmel ihr schweres Leid.

Gegen dieses Leid reichte doch ihr königlicher Sinn nicht aus. Obgleich sie sich äußerlich wieder zu einiger Würde faßte, innerlich war sie gebrochen. Mitleidsvoll sah der alte Burggraf ihren Gram. Er kam erst den andern Morgen wieder zu ihr, nachdem der unholde Gast wieder abgereist war, und zwar mit dem jungen König und nicht ohne dem Burggrafen die rechte Strenge gegen die gefangen Zurückbleibende einzuschärfen.

Die erste Frage, welche die Königin an ihn richtete, war die nach ihrem Sohne. Es ward dem Alten schwer, ihr die Wahrheit zu sagen, er versuchte stockend eine

Beschönigung . . . aber die Königin errieth die Wahrheit. Der Burggraf sah, wie sie schwankte, er mußte sie in seinen Armen auffangen . . . das Herz blutete ihm, und er beschloß, lieber sein Amt zu verlieren, als sich zum Quälgeist der königlichen Dulderin herzugeben. Die Königin erholte sich wieder und er lud sie ein, mit ihm in das Freie zu gehen.

Zum erstenmale seit ein paar Monaten betrat die Königin an des Burggrafen Seite wieder die freie Natur. Der Frühling hielt eben seinen Triumphzug durch's Böhmenland und grüßte die königliche Gefangene aus grünenden Waldbäumen und blühenden Matten, aus blauer Luft und silbernen Quellen. Und mit seinem Szepter aus Veilchen, Primeln und Schneeglöckchen berührte er ihre Stirn und sprach: „Schau mich an, Schwester, auch ich war vor kurzer Frist noch ein gefangener König, in eisigen Banden hielt mich der Kerkermeister Winter, und statt duftiger Mailüfte hauchte ich heulende Winde aus, meinen Schmerz auszuschreien. Da kam der Befreier über Nacht aus Süden herauf und schmolz die Bande, und nun sieh mich wieder in verjüngter Herrlichkeit. Hoffe! Auch Dir wird der Tag der Befreiung kommen."

Draußen fragte die Königin, wohin ihr Sohn gebracht worden; der Burggraf wußte es nicht; aber wie sie eine Strecke gewandelt waren, kam ein Bauer des

Weges, der neigte sich tief vor den Beiden, blieb stehen und bat um eine Gabe, denn sein Haus und Hof seien von einer Horde fremder Krieger in Asche gelegt worden. Die Königin dachte an das Geleite des Bischofs von Brandenburg, vielleicht gehörten die Mordbrenner zu diesem, vielleicht konnte sie durch den Bauer etwas über ihren Sohn erfahren. Sie fragte ihn, ob die Horde nicht einen Knaben mit sich geführt, dessen Aussehen sie beschrieb. Der Bauer erwiderte, daß ein Reiter gerad so ein Büblein vor sich auf dem Sattelknopf gehalten, das habe gar jämmerlich geweint.

„Wo hattet Ihr denn Euer Haus und Hof?“ fragte die Königin weiter.

„Eine halbe Tagereise von hier nordwärts, jenseit der großen Teiche, da wo der Polzen die Wände des Sandsteingebirges bespült,“ lautete die Antwort.

„Und wohin zog die Bande?“ forschte die Königin wieder.

„Sie zog weiter nach Mitternacht, nach den großen Bergen hin,“ berichtete der Bauer.

Die Königin bat hierauf den Burggrafen Hermann, dies war sein Name, dem armen Bauer eine Gabe zu reichen, worauf dieser ihn mit auf die Burg kommen ließ, wo er ihn speiste und reichlich beschenkte.

Als am folgenden Tage die Königin wieder mit

dem Burggrafen spazieren ging und ihren Weg etwas weiter ausdehnte, als gestern, stießen sie auf einen Pilger, der ihnen von Süden her entgegenkam. In dem Gesichte desselben fiel ihr etwas Bekanntes auf, was sie veranlaßte, ihn anzureden. „Woher des Weges, Pilger?“ fragte sie.

„Auf weitem Umwege von Kuttenberg,“ antwortete eine Stimme, die der Fragestellerin wie himmlische Musik klang.

„Da wollt Ihr wohl zum Gnadenborn der seligen Zdislawa bei Gabel?“ fragte der Burggraf, „oder zum wunderkräftigen Grabe der heiligen Přibislawa am Berge Krutina?“

„Nein,“ erwiderte der Pilger; „ich suche einem Traum zufolge Unsere Liebe Frau von Pösig auf; das muß wohl hier herum irgendwo liegen.“ Dabei sah er die Königin mit einem Blick an, der ihr durch die Seele drang.

„Allerdings liegt das gar nicht weit von hier im Walde,“ antwortete der Burggraf, „die Burg müßt Ihr schon lange gesehen haben; aber von einem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau wissen wir nichts, die wir doch von Pösig sind.“

„Dann hätte mich mein Traum belogen,“ sagte der Pilger, „oder ich habe ihn falsch gedeutet. Ich lag entschlummert auf langem Leidenslager, da erschien mir im

Traume die Mutter der Gnaden — sie sah Euch ähnlich, edle Frau, und rieth mir nach Pösig zu wallfahrten, da werde ich bei ihrem Abbilde Genesung finden von meinen Leiden. Wenn nun kein anderes Abbild hier ist, so könnt wohl nur Ihr damit gemeint sein, edle Frau, in der ich wohl die Burgfrau von Pösig vor mir sehe, und die Meinung der Gnadenmutter war vielleicht, daß ich als Einsiedler unter Euerm Schutze mich hier niederlassen soll."

Kunigunde zweifelte jetzt nicht mehr, daß unter dem Pilgergewande kein Anderer verborgen sei, als Záwiš von Falkenstein, ihr „Paladin". Ihr Herz klopfte fast hörbar und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Ihr irrt Euch, frommer Pilger, wenn ihr mich für die Burgfrau von Pösig haltet. Pösig ist eine königliche Burg und dieser Mann hier ist ihr als Burggraf vorgesetzt — Ihr seht, daß ich den Witwenschleier trage... Ihr kommt wohl über Prag?"

Der Pilger bejahte.

„Wißt Ihr nichts Neues von dort zu berichten?"

„Neues genug, aber wenig Gutes. Ich will Eure Trauer um den Gatten nicht durch üble Zeitung vermehren, lieber will ich an die Linderung meiner Leiden denken und Euch, Herr Burggraf fragen, ob ich mich in der Nähe Eurer Burg als Einsiedler niederlassen kann, vorausgesetzt, daß diese hohe Frau auf Eurer Burg haust."

„Wenn Euch die heilige Mutter Gottes selbst hierher gewiesen, so mag ich's nicht hindern," sagte der Burggraf. „Ihr werdet da an der rechten Seite des Berges einen Felsen finden, der von dichtem Laubwerk überhangen ist, so daß es ein natürliches Dach bildet; Ihr brauchet da nur geringer Nachhilfe, um eine Einsiedelei herzurichten. Mit Speise und Trank will ich Euch aus der Burg versorgen."

Der Pilger dankte dem Burggrafen in salbungsvollen Worten, die demselben einen hohen Begriff von seiner Frömmigkeit und von der Verdienstlichkeit des ihm gewährten Schutzes beibrachten. Als die Königin und der Burggraf von ihm Abschied nahmen, entnahm er aus einem Blick von ihr, daß sie ihn erkannt und verstanden hatte.

Záwiš richtete sich als Klausner am Abhange des Pösigberges ein. Er hoffte Gelegenheit zu finden, sich mit Kunigunde über Art und Zeit ihrer Befreiung zu verständigen. Er hatte bereits vor acht Tagen die Burg von allen Seiten umstreift und sich überzeugt, daß sie mit Gewalt nicht zu nehmen sei, sonst würde ihm Hynek von Duba ein paar hundert Mann zu einem Handstreich gegen die Burg gegeben haben. Es mußte ein anderer Plan ersonnen werden; Sezema rieth zu der Pilgerrolle,

die er selbst übernommen haben würde, hätte nicht Záwiš sie mit Begierde an sich gerissen.

Die Königin erschien öfter mit dem Burggrafen in der Hütte des Einsiedlers, welcher nicht verfehlte ihnen zu berichten, wie er bereits einen Anfang der Linderung seiner Leiden verspüre, und jeden Tag, wo sie ihn besuchten, hatte er sein Besserwerden zu rühmen. Eine Verständigung mit der Königin über den Zweck seines Hierseins war im Beisein des Burggrafen unmöglich.

Endlich gestattete ihr der Burggraf, den Klausner allein zu besuchen, doch mußte sie ihr königliches Wort verpfänden, daß sie nicht weiter gehen, nicht einen Fluchtversuch machen wollte. Ihr war wie einem freigelassenen Vögelein, als sie zum erstenmal ohne Kerkermeister aus dem äußern Burgthor hinaus trat. Daß er aber doch zwei Knechte in einiger Entfernung hinter ihr herschleichen und zwei Rosse gesattelt und gezäumt bereit halten ließ, wußte sie nicht.

Als Záwiš sie allein daher kommen sah, trat er ihr einige Schritte entgegen, und wie sie sich ihm nahte, ihm ihre Hand reichend, sank er ihr mit dem Ausrufe: „Meine Königin! Meine hohe Herrin!" zu Füßen und preßte die schöne Hand an seine Lippen.

„Mein Paladin!" erwiderte sie, und ein Schauer namenlosen Entzückens durchströmte ihr ganzes Wesen

und hätte sie beinahe in seine Arme gerissen; aber sie hielt mit aller Anstrengung an sich. „Steht auf!“ sagte sie mit feuchtem Blick; „ich glaube zwar allein zu sein, aber man kann doch nicht wissen, ob hinter diesen Bäumen nicht verrätherische Augen lauern.“

Er erhob sich und bat sie, in seine Einsiedelei zu treten, wo sie vor spähenden Blicken geschützt wären.

„Ihr mußtet lange auf Euern Paladin warten,“ sagte er, als sie mit ihm sich auf einer Rasenbank niedergelassen, „Ihr verzweifeltet wohl schon an seiner Treue?“

„Niemals,“ versicherte die Königin; „ich glaubte nur, mein Gefängniß sei Euch nicht bekannt geworden, und es könnte noch lange dauern, ehe Ihr es ausfindig machtet.“

„Es hat auch lange gedauert, erst vor vier Wochen kamen wir Euch auf die Spur; höret nur, auf welche Weise dies meinem Vetter Sezema gelang.“ Er erzählte, welche Rolle Sezema gespielt, um ihren Aufenthalt auszukundschaften.

„Der treue Mann!“ sagte die Königin nach dem Bericht; „aber wie war das mit dem Raube? Hat der Markgraf ihn noch durchgeführt? Ich hörte, er sei nach Brandenburg zurückgereist?“

„Das ist allerdings geschehen,“ versicherte Záwiš, „und er hat den Raub mit sich fortgeführt. Vergebens

wendete sich die gesammte Prager Geistlichkeit bittend an ihn, daß er wenigstens das Kirchengut wieder herausgebe. Er wies sie mit Hohn zurück. Er nannte die Kirche verketzert, weil darin für den im Bann gestorbenen König Messen gelesen und von ihrem Thurme um ihn zur Trauer geläutet worden. Ja, er schloß sie zu und untersagte allen Gottesdienst darin. Als der neuerwählte Bischof Tobias von Bechin seinen Einzug in den Dom halten wollte, wurde ihm der Eingang untersagt und er mußte sein erstes Hochamt in der Stiftskirche zu Strahow halten."

„Mein armes, unglückliches Böhmen!" rief die Königin mit Thränen, „was soll aus Dir werden unter den Händen solcher Räuber und Heiligthumschänder!"

„An des Markgrafen Stelle ist nun erst ein rechter Räuber gekommen," sagte Záwiš, „ein Wolf im Schafskleide, der Bischof von Brandenburg. Der ist mit einer Rotte Abenteurer in's Land gefallen, die ihren Weg durch Raub und Mord und Brand und andere Gräuel bezeichnen. Leider haben auch böhmische Edle mit ihnen gemeine Sache gemacht, sammt den von Deutschen bewohnten Städten. Das Landvolk flüchtet vor diesen Horden nach dem Süden, die Mehrzahl des Adels rüstet sich zum Widerstande. Ich habe meinen Vetter Sezema an alle Glieder des Witkowetzischen Hauses gesandt, um

sie zum Kampfe gegen die Landesverderber aufzufordern. Herr Hynek von Duba sendet fliegende Boten an den ehrenhaften Adel, um ihn zu gemeinsamer That zu Schutz und Trutz zu veranlassen. Ich will nur erst meine Königin und den König befreien, dann werde ich mich an die Spitze der Witkowetzischen Mannen stellen, um mit den übrigen Patrioten die Räuber aus dem Lande zu treiben."

„Ihr wisset noch nicht, daß man den König von mir getrennt und fortgebracht hat, ich weiß nicht wohin," sagte die Königin und erzählte den Vorgang mit dem Bischof von Brandenburg.

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf Euch, hohe Frau," nahm Záwiš das Wort wieder. „Doch soll und muß sich Euer Schicksal nun wenden. Da Ihr frei aus der Burg herausgehen dürft, so wird es ein Leichtes sein, mit mir unter sicherer Bedeckung, die ich von Duba rufen werde, das nur wenig Stunden von hier gegen Abend liegt, zu entfliehen."

„Ich sagte Euch, daß ich nur gegen Verpfändung meines königlichen Wortes, keinen Fluchtversuch zu machen, diese Freiheit erlangt, und nimmer werde ich dieses Wort brechen," wandte die Königin ein.

Záwiš suchte ihr Bedenken dadurch zu entkräften, daß er ihr die ganze Widerrechtlichkeit und Schändlichkeit

ihrer Gefangenhaltung vorstellte, allein sie erkärte, daß dafür der arme Burggraf nichts könne, der ihr so viel Vertrauen schenke, und sie könne unmöglich dieses zu seinem Schaden täuschen.

„Dann muß ich auf ein anderes Mittel zu Eurer Befreiung sinnen," sagte Záwiš.

Die Königin erhob sich hierauf zum Abschied. Es sei ein großer Trost für sie, ihren besten Freund in der Nähe zu wissen, versicherte sie und reichte ihm die Hand, die er brünstig küßte. Mit der Hoffnung baldigen Wiedersehens entfernte sich die Königin.

Záwiš sann von Stund an eifrig nach, wie er sie befreien könne, ohne ihr Gewissen zu beschweren, und er fand bald ein Mitel, das ihm Erfolg versprach. Er eilte gegen Abend nach Duba, wo er den Riesen Jodok zurückgelassen. Dieser sollte den folgenden Tag nach Pösig gehen, sich für einen Boten der Aebtissin von St. Georg in Prag ausgeben und der Königin die Nachricht bringen, ihre Tochter Kunigunde sei sehr schwer erkrankt und verlange schmerzlich nach ihrer Mutter. Diese solle, wenn es irgend thunlich, sich nach Prag führen lassen, um ihrer Tochter vielleicht das Leben zu erhalten. Jodok ward in den ganzen mit dieser Sendung verknüpften Plan eingeweiht, und unterzog sich ihr mit Freuden. Záwiš eilte am andern Morgen nach seiner Einsiedelei

zurück, indeß Jodok einen weiten Umweg nach Pösig nahm, so daß es schien, als ob er von Prag her käme. Er erreichte denselben Abend die Burg und erlangte nach vielen Umständen Einlaß. Er mußte sich die Augen verbinden und so vor den Burggrafen führen lassen. Als er diesem sein Anliegen gemeldet, ward er gefragt, wie die Aebtissin wissen könne, daß die Königin hier sei. Jodok hatte sich auf diese Frage gefaßt gemacht; er antwortete, die Aebtissin Agnes habe den Bischof-Statthalter bei der göttlichen Barmherzigkeit angefleht, ihr den Aufenthalt der Königin zu nennen und zu erlauben, daß sie derselben von der tödtlichen Krankheit ihrer Tochter Nachricht gebe, ja, wenn es irgend thunlich, jener zu vergönnen, daß sie unter gehöriger Bedeckung an das Krankenlager ihrer Tochter eilen dürfe. Darauf habe der Bischof der Aebtissin die Burg Pösig als Gewahrsam der Königin genannt, im Uebrigen aber ihr überlassen, zu versuchen, ob der Burggraf von Pösig, der allein für die Gefangene zu haften habe, sich getraue, sie nach Prag führen zu lassen. „Nun ich denke," schloß Jodok, „Ihr habt ein Christenherz, Herr Burggraf, und sehet zu, wie Ihr die arme Königin zu ihrer kranken Tochter bringt. Ihr rettet vielleicht der lieblichen und tugendreichen Königstochter dadurch das Leben."

Der Burggraf fand die Sache wohl etwas „kitz-

lich", er meinte, der Bischof-Statthalter sei ein Fuchs, der als Seelenhirt vor der Seelenhirtin nicht gern unbarmherzig erscheinen, aber doch auch keine Verantwortung übernehmen wolle, darum habe er diese ihm, dem Burggrafen, zugeschoben. Er sann hin und her, es gab Bedenken hier und Bedenken da, er konnte zu keinem Entschluß kommen; endlich ging er mit dem Riesen zur Königin und ließ ihn dieser seine Meldung selbst überbringen.

Die Königin, den frommen Betrug nicht ahnend, war außer sich vor Bestürzung und Angst, und ihre Bitten und Thränen brachten den Burggrafen schnell zu einem Entschluß. Er dachte, wenn er sie in einen Wagen setze und sich bis an die Zähne bewaffnet zu ihr, wenn er außerdem dem Wagen eine Bedeckung von vier Bewaffneten gäbe, wage er eigentlich gar nichts. So beschloß er denn, die Königin selbst nach Prag zu bringen, und that dies ihr und Jodok kund. Den folgenden Morgen sollte die Reise vor sich gehen.

Erfreut über das Gelingen seiner Sendung ließ Jodok es sich gern gefallen, wenn der Burggraf ihn für die nächste Nacht unter Schloß und Riegel legen und noch außerdem durch zwei Mann bewachen ließ. Weniger behagte es ihm, als ihm am Morgen der Burggraf eröffnete, er müsse es sich gefallen lassen, auf einem be-

sondern Karren hinter dem Wagen herzufahren, da ein solcher Goliath seine ungeheuren Gliedmassen in demselben nicht mit unterbringen könne. Er erklärte, lieber zu Fuß gehen zu wollen, aber der Burggraf fand es zu mehrerer Sicherheit für durchaus nothwendig, daß er mit seinem Wagen und die berittene Bedeckung den Riesen auf einem Karren in die Mitte nähmen.

Als die Karawane den Burgberg herabfuhr, ließ Jodok geflissentlich einen weithinschallenden Ton vernehmen, welcher Záwiš' Aufmerksamkeit erregen sollte. Allein er hätte dies nicht nöthig gehabt, denn die Königin gedachte ihres Einsiedlers und äußerte gegen den Burggrafen den Wunsch, diesem einen Scheidegruß auf einige Tage zu spenden. Der Burggraf sandte einen der Reiter ab, den Einsiedler herbei zu holen.

Záwiš erschien und vernahm scheinbar mit Befremden und Betrübniß, daß die edle Frau längere Zeit abwesend sein werde. Sie bat ihn, für sie und ihre Tochter zu beten, und sprach die Hoffnung baldigen Wiedersehens aus. Darauf ging die Reise fort.

Záwiš hatte nicht sobald die Karawane aus dem Gesichte verloren, als er eilig den Weg nach Duba einschlug. Dort nahm er ein Dutzend riesiger Männer zu sich und ritt mit diesen über Melnik nach Prag. In dem Dorfe Lieben, nahe vor Prag, machte er Halt, zog

wieder sein Pilgerkleid an und eilte, seine Leute in dem Dorfe mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen zurücklassend, in die Stadt nach dem Kloster bei St. Georg. Hier verlangte er mit der Aebtissin zu sprechen. Diese empfing ihn am Sprechgitter. Er setzte sie kurz von seinem Befreiungsplane in Kenntniß und kündigte ihr an, daß die Königin jeden Augenblick kommen könne, ihre Tochter zu besuchen — sie, die Aebtissin, werde doch nach der Klosterregel keinem Manne gestatten, mit in das Innere des jungfräulichen Heiligthumes zu dringen. Die ehrwürdige Frau erwiderte, daß sie dies dem Bischof-Statthalter selbst nicht gestatten werde — übrigens sei die Prinzessin Kunigunde wirklich leidend vor Gram und Sehnsucht nach ihrer Mutter.

Beruhigt verließ Záwiš das Kloster und ging wieder vor das Thor gegen Lieben hin, wo er sich auf die Lauer legte. Erst nach mehreren Stunden sah er die Karawane von Pösig herankommen. Er verbarg sich und ließ sie vorüberziehen. In ziemlicher Entfernung folgte er ihr nach. Sie nahm ihren Weg nach dem Kloster St. Georg. Der Burggraf stieg mit der Königin aus dem Wagen und führte sie in das Kloster. Nach einer halben Stunde kehrte er allein zurück. Die Aebtissin hatte gebeten, die Königin für die Nacht im Kloster behalten zu dürfen, und hatte ihm ihr Wort verpfändet, daß er die-

selbe den folgenden Tag dort finden und in Empfang nehmen könne. Der ehrliche Burggraf glaubte jetzt, daß Alles in Ordnung sei, und entließ Jodok mit dem Ersuchen, ihm und seinem Gefolge eine gute Herberge anzuweisen. Das war freilich für Jodok eine schwierige Aufgabe, da er in Prag selbst ziemlich unbekannt war, doch erbot er sich auf gut Glück zum Führer. Zufällig traf er an der Brücke den Fischer, bei dem er in jener Nacht geherbergt; diesen bat er, seine Begleiter nach der besten Herberge zu bringen, die er kenne, worauf er sich eilig verabschiedete.

Záwiš war ihm von fern gefolgt; jetzt beeilte er sich, ihn einzuholen. Der wackere Riese hatte eine kindliche Freude, als er seinen Herrn erkannte und diesem melden konnte, daß Alles vortrefflich gehe. Morgen werde das Fuhrwerk zurückgehen, wo es hergekommen; er freue sich auf den Spaß, den es bei der Befreiung geben werde.

„Betet nur, daß Gott das Werk gelingen lasse!“ sagte Záwiš.

Am folgenden Tage lag Záwiš mit seinen Mannen, natürlich nicht ohne Jodok, bei guter Zeit im Hinterhalt. Jodok fand aber für gut, sich in die Nähe des Klosters auf Kundschaft zu legen. Es war bereits gegen Mittag, als er mit der Meldung herbei eilte: „Sie kommen.“ Ein Gebüsch verbarg die lauernde Schaar den

Kommenden. Als diese an dem Gebüsch vorüber waren, stürzte Záwiš mit den Seinigen hervor; im Nu war der Wagen umzingelt, flog die Bedeckung in den Sand, fand sich die Königin von Jodok's gewaltigen Armen aus dem Wagen gehoben und auf einen von Záwiš bereit gehaltenen Zelter gesetzt, und ehe sich der gute Burggraf recht besinnen konnte, wie ihm geschehen, jagte die reisige Schaar mit ihrer theuren Beute wie der Sturmwind davon.

Sechstes Capitel.

Im ganzen Böhmenlande war kein Mann über das Treiben der Brandenburger tiefer empört als Dalemil. Obgleich ihm seit den Festen von Iglau, und noch mehr seit der letzten Hofhaltung der Königin in Prag das Schicksal seiner Tochter schwer auf dem Herzen lag; obgleich er auch darüber litt, daß seine Schwester unausgesöhnt mit ihm aus dem Leben gegangen war: so überwog doch sein Zorn und sein Schmerz über die dem Vaterlande zugefügten Frevel seinen häuslichen Kummer.

Unter den Pragern hatte seit dem mißlungenen Sturme gegen die Burg eine Art dumpfer Verzweiflung

Platz gegriffen, welche ihre Hände geballt hielt, ohne sie zu einer That kommen zu lassen. Dalemil suchte sie vergebens in flammenden Reden zur Abschüttelung des schmachvollen Joches aufzustacheln. Darum schüttelte er den Staub von seinen Füßen und zog hinaus in's Land, um wie einst gegen den aufrührerischen Adel, so jetzt gegen die fremden Landesverderber zu predigen. So durchzog er den ganzen Osten Böhmens. Die Brandenburger trugen das Ihrige bei, daß seine Predigten vom besten Erfolge begleitet waren; denn wie in Feindesland schalteten sie in dem Lande, das sie angeblich zu schützen gekommen waren, durch Gewaltthätigkeiten und Erpressungen das Volk auf das entsetzlichste plagend. Und während er die Genugthuung erlebte, daß seine Reden allenthalben, wohin er kam, mit Beifall aufgenommen wurden und das Volk zur Rache reizten, erfuhr er zugleich, daß auch durch den Adel eine entsprechende Bewegung ging. In den weiten Besitzungen der Wikowetze, der Berken von Duba, der Riesenburge, Löwenberge, Cimburge u. a. ward eifrig gerüstet, um die Feinde aus dem Lande zu treiben. An manchen Orten von gemischter Bevölkerung und wo sonst zwei Parteien einander nahe hausten, kam es bereits zu Kämpfen.

Auch in das stammverwandte Mährenland trug Dalemil den Blitz seiner Rede, damit alle Gemüther ent-

zündend. Als er in die alte Stadt Znaym kam, daselbst ebenfalls sein gewaltiges Wort ertönen zu lassen, stieß er auf der Gasse auf den riesigen Mann, der ihn einst in Krumau so unsanft von der Rednerbühne gehoben. Dieser erkannte ihn auch gleich, und da er wußte, daß er den Vater seiner Herrin vor sich habe, redete er ihn an: „Sieh da, Herr Dalemil, der Vater meiner edlen Herrin!“

Dalemil wollte finster an ihm vorübergehen.

„Nicht so, alter Herr!“ rief Jodok, ihm den Weg vertretend. „Ihr grollt mir, weil ich einst meine Schuldigkeit an Euch that, als Ihr meinen Herrn und Wohlthäter schmähtet; Ihr werdet aber dem treuesten Diener Eurer Tochter nicht mehr grollen.“

„Was redet Ihr von meiner Tochter?“ erwiderte Dalemil; „ich habe keine Tochter.“

„Wie! Seid Ihr nicht der gelehrte Meister Dalemil von Prag?“ sagte Jodok stutzig.

„Der bin ich, der Einzige dieses Namens in Prag.“

„Dann seid Ihr doch der Vater meiner Herrin Libuša, Gemahlin des Herrn Záwiš von Falkenstein — ja so! ich besinne mich, die Ehe ist auch Euch ein Geheimniß, wie sie aller Welt ein Geheimniß sein soll. Aber es ist vor Euch einmal heraus, und so mag's heraus bleiben. Ja, alter Herr, seht nicht mehr so finster aus, laßt

den Grimm gegen Euere edle Tochter fahren, denn sie ist Herrn Záwiš' eheliches Gemahl —"

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Ich weiß es aus des Herrn eigenem Munde und noch außerdem aus dem Munde des Priesters, der Eure Tochter getraut."

„So? Nun meinetwegen, möge meine Tochter als heimliche Ehefrau sich glücklich fühlen, ich werde sie bloß als Hausfrau achten, wenn die Ehe vor der ganzen Welt erklärt ist."

„Ihr seid ein harter, halsstarriger Mann — ich möchte sagen: Ihr seid einer solchen Tochter gar nicht werth. Was ist nun mit einem solchen Vater anzufangen? Wenn Ihr das Herz auf dem rechten Flecke hättet, könnte ich Euch zum Bundesgenossen in einer Sache machen, die Eure Tochter sehr nahe angeht."

„Was ist es denn für eine Sache? Laßt hören!"

„Zuerst sagt mir, was führt Euch hierher?"

„Das wollte ich Euch fragen. Wartet einen Tag hier, dann werdet Ihr Gelegenheit haben, wieder einmal Eure Leibesstärke an mir sehen zu lassen. Ich predige wieder einmal für das Vaterland — diesmal weniger gegen die heimischen als gegen die fremden Feinde."

„Dann werde ich Euch im Nothfalle schützen; pre-

digt den Leuten nur das helle Feuer in den Leib, daß sie die Feinde vertilgen wie dürres Gras!"

„Ich thue, was ich kann, und Gott ist in den Schwachen mächtig. Dank sei ihm, noch ist der Geist der großen Ahnen in unserem Volke nicht ausgestorben, noch glühen sie für Ehre und Recht, und bald werden sie es beweisen durch ruhmvolle Thaten."

„Ihr seid ein wackeres Böhmenherz, Meister — darum ist es doppelt schade, daß Ihr als Vater so halsstarrig seid. Ich an Eurer Stelle würde jetzt die Sache meiner Tochter führen, würde Alles aufbieten, um das Unheil von ihr abzuwenden, das ihrem Leben droht."

„Wie so? Was für ein Unheil?" rief Dalemil gespannt.

„Ihr Gemahl hat sich an den Augen einer schönen Königin das Hirn verbrannt —"

„Das weiß ich längst — aber ich sollte meinen, der Brand sei von selber ausgelöscht, da die schönen Augen für ihn unsichtbar geworden sind —"

„Waren, müßt Ihr sagen — ach! Ich gäbe einen halben Arm, wo nicht meinen Kopf darum, wenn sie ihm für immer unsichtbar geblieben wären! Ich armer Tropf habe unschuldigerweise mit geholfen, daß sie ihm wieder täglich in's Herz leuchten. Ihr wißt wohl gar nichts von der Befreiung der Königin?"

Der Gelehrte verneinte, worauf Jodok erzählte, wie sein Herr diese Befreiung bewerkstelligt.

„So ist wohl die Königin jetzt hier?“ fragte Dalemil hierauf.

„Sammt ihren Befreiern,“ sagte Jodok bejahend; „gestern sind wir hier angekommen. Die Königin erlangte unterwegs Kunde, daß die Gebeine ihres Gemahls nach Znaym gebracht worden seien und da bei den Minoriten ruhten. Da mochte ihr doch ihr Gewissen schlagen — sie verlangte hierher zu reisen, um am Sarge des Königs zu beten. Jetzt ist sie dort; wollte Gott, die Flamme für meinen Herrn würde von ihren Thränen ausgelöscht, dann käme er wohl auch wieder zu sich. Alter Herr, Ihr solltet die Zeit jetzt benutzen, Euerm Schwiegersohn in das Gewissen zu reden. Ihr habt das Zeug dazu. Etwas zerknirscht wird die Königin doch am Sarge ihres todten Herr werden; so lange sie hier weilt, wird sie wohl etwas ernst und zurückhaltend gegen ihren neuen Liebling sein, das wird ihn verstimmen und in tiefer Verstimmung läßt er sich vielleicht zu seinem herzigen Weibe zurückführen. Es wäre vielleicht gut, wenn Ihr gleich jetzt zu ihm ginget und ordentlich mit ihm redetet? Ihr habt als Vater seiner Gattin das Recht und die Pflicht dazu.“

„Wäre Herr Záwiš ein gemeiner bürgerlicher Mann,“ versetzte Dalemil, „und stände er im Begriff,

seinem Weibe, meiner Tochter, untreu zu werden, so wollte ich vor ihn treten und ihm in die Seele reden, daß er sich wohl bekehren sollte. Aber der stolze Baron dächte vielleicht, mir läge an der Ehre, Schwiegervater eines so vornehmen Herrn zu sein, wenn ich ihn an seine Pflicht mahnte. Zudem besteht die Ehe in meinen Augen nicht, oder ist sie mir doch eine solche, daß ich nur wünschen kann, sie werde wieder gelöst. Meine Tochter und ihr Kind werden immer als Eindringlinge und Auswürflinge von der hochmüthigen Sippschaft betrachtet werden, wenn auch Herr Záwiš endlich so gnädig sein sollte, sie öffentlich heimzuführen. Sagte sich meine Tochter heute von dem Manne los, der ihr doch nie angehören wird, so würde ich sie mit Freuden wieder zu mir nehmen und mit ihr an einen verborgenen Ort ziehen, wo Niemand ihre Vergangenheit kennt."

„Ihr seid ein sonderbarer Mann," entgegnete Jodok kopfschüttelnd; „so wollt Ihr nichts thun, um das Glück Euerer edlen Tochter zu retten?"

„Ich sehe das eben für kein Glück an, was Ihr so nennt," erklärte Dalemil; „es wäre nach meiner Ansicht schade um das Wort, das ich dafür verschwendete. Herr Záwiš von Falkenstein mag thun, was er will, ich habe mit ihm nichts zu schaffen."

„Wie wäre es, wenn Ihr der Königin hinterbräch-

tet, daß Herr Záwiš vermählt ist?“ sagte Jodok hierauf. „Sie würde sich dann gewiß von ihm zurückziehen.“

„Wer weiß,“ meinte Dalemil; „doch sei dem, wie ihm wolle, ich mische mich nicht in diese Geschichte, hab' auch jetzt Wichtigeres zu thun. Gehabt Euch wohl.“

Er setzte seinen Weg fort und Jodok schaute ihm kopfschüttelnd nach. „Er mag ein gescheidter Mann sein und ein Ehrenmann,“ murmelte er vor sich hin, „aber ein Querkopf bleibt er doch.“ Dann ging er, seinen Herrn aufzusuchen. Diesem erzählte er, daß er Dalemil begegnet war. „Ich dachte,“ fügte er hinzu, „der alte Herr wolle zu seiner Tochter reisen, und freute mich darüber, daß die edle Frau doch auch eine Freude haben sollte; aber er mag nichts von ihr wissen. Das geht mir recht nahe, Herr; Eure Gemahlin lebt so einsam und verlassen von Allem, woran ihr Herz hängt — Ihr solltet doch einmal zu ihr reisen und sie trösten — von hier habt Ihr nicht weit dahin. Die Königin ist ja nun gerettet und geborgen.“

„Aber noch bleibt uns ein großes Werk zu thun übrig,“ wandte Záwiš ein, „ein Werk, ohne dessen Ausführung auch die Rettung der Königin nur halb vollendet wäre: wir müssen die Frevler an ihrer geheiligten Person züchtigen und das Land von seinen Drängern be-

freien. Geh' Du nach Malyhrad und bleibe bei Deiner Herrin, bis ich mein Werk gethan."

„Sie hat mir befohlen, so lange um Eure Person zu bleiben, als Ihr Gefahren ausgesetzt seid," antwortete Jodok. „Wenn Ihr Euch in einen so großen Kampf stürzt, darf ich Euch nicht verlassen. Ich sollte aber meinen, auf acht Tage könne es Euch jetzt nicht ankommen."

„Du machst Dich lästig, Jodok," erwiderte Záwiš; „ich kenne meine Pflicht am besten. Es ist keine Zeit zu verlieren, um das Vaterland zu retten; wo dieses ruft, da müssen andere Stimmen schweigen. Geh' Du nach Malyhrad, Du bist dort vielleicht nothwendiger wie bei mir."

„Ich weiß, daß ich nicht vor Eure Gemahlin treten darf, ohne Euch mitzubringen," versetzte Jodok. „Schickt Ihr mich auch fort, so gehe ich doch nicht nach Malyhrad, sondern folge Euch von fern nach, um Euch nahe zu sein, wenn Ihr von Gefahren umringt seid. So will es meine Herrin."

Záwiš schwieg eine Weile halb unwillig, halb verlegen. Dann sagte er: „So magst Du vor der Hand noch bei mir bleiben. Wir gehen in den nächsten Tagen nach Brünn. Dort wird sich das Weitere finden."

Die Andacht am Sarge ihres Gemahls schien wirklich eine größere Veränderung in der Seele Kunigundens

hervorgebracht zu haben. Záwiš hatte die Stunden gezählt, bis sie aus dem Kloster der Minoriten zurückkehrte, und als er sie zu begrüßen in ihre Herberge kam, benahm sie sich höchst ernst und feierlich gegen ihn. Ihre Augen waren von Thränen geröthet und ihr ganzes Aussehen trug Spuren tiefen Ergriffenseins. Sie sprach nur von dem königlichen Todten. Sie verweilte bei seinen großen Eigenschaften, bei den Tagen des Glanzes und Ruhmes, die sie an seiner Seite verlebt, bei der Geschichte seines tragischen Ausganges und seinem Heldentode. Sie klagte, daß er viel zu früh für sie und ihre Kinder dahin gegangen, daß er sie schutzlos in einer Welt voll boshafter Feinde zurückgelassen. Die Erinnerung alles Schrecklichen und Schmachvollen, was sie seit seinem Fall erlebt, kam überwältigend über sie und machte ihre Klage um den Todten doppelt ergreifend.

Záwiš mußte die Berechtigung ihres Leides anerkennen, er litt mit ihr, aber nicht um ihretwillen allein, er litt auch um seinetwillen, weil er sich auf einmal hinter den Todten zurückgesetzt, über ihm vergessen fand. Er hätte am liebsten diesen traurigen Ort sogleich wieder verlassen, aber die Königin konnte sich noch nicht von ihm trennen. Drei Tage, erklärte sie, müsse sie dem theuren Gatten das Thränenopfer bringen, dann wolle sie sich aufmachen, ihn und sein Fleisch und Blut zu rächen.

Záwiš mußte sie gewähren lassen. Drei Tage ertrug er die Qual, sich über den Todten vernachlässigt zu sehen. Wenn sie nach vielen Stunden trauervollen Weilens im Gruftgewölbe der Minoriten wieder mit ihm zusammenkam und ihn dann so kalt, so gemessen empfing, und nur noch Empfindung für ihren Todten zeigte, dann war es ihm, als erwache er aus einem verführerischen Traum, als sei die Königin dieses Traumes nur ein Trugbild gewesen, und als müsse er augenblicklich hinwegfliehen in die Arme derjenigen, bei der kein Trug, keine Wandlung war. Dann klang wohl die Mahnung des treuen Jodok in seiner Seele leise wider, dann schien es ihm das Beste und Würdigste, nach Malyhrad zu eilen und seine aufopfernde Rittertreue nicht ferner an königlichen Undank zu verschwenden.

Am dritten Tage ward er von Jodok darauf aufmerksam gemacht, daß das Volk auf dem Markt zusammenströme, den Redner Dalemil zu hören. Die Königin war wieder bei den Minoriten und Záwiš kämpfte mit den widerstreitenden Empfindungen in seiner Brust. Um sich zu zerstreuen, ging er hinab auf den Markt. Dalemil stand auf einer aus Tischen gebildeten Tribüne und begann eben zu sprechen. Seine Stimme schien anfangs der Aufgabe, der er sich gewidmet, nicht gewachsen, sie war fast dünn und heiser. Aber je länger er sprach, desto

mehr gewann sie an Fülle und Wohllaut; dabei schien seine Gestalt zu wachsen. Er begann mit einer ergreifenden Schilderung der Drangsale, von denen Böhmen in den letzten Zeiten heimgesucht worden, und ging dann zur Anklage wider die Urheber derselben über, die wie Donner des Gerichtes klang. Hieran schloß sich der Weckruf an das Volk, die Dränger zu richten. „Der König," sagte er, „der König, der da richten sollte, liegt todt im Gruftgewölbe der Minoriten, das Schwert der Gerechtigkeit ist seiner Hand entfallen; der Erbe seiner Krone ist zu schwach es aufzuheben, auch ist er gefangen in der Gewalt des Feindes. Wer soll es nun aufheben, wenn nicht das Volk? Wer soll das Gericht üben, wenn nicht das Volk? Auf, du mährisches Volk, erhebe dich mit deinem böhmischen Brudervolke, und richte die Mörder, die Schänder, die Räuber, die in das Vaterland gefallen, mit der Schärfe des Schwertes. Wer eine Hand hat, ein Schwert zu fassen, wer einen Arm hat, eine Keule zu heben oder einen Spieß zu schwingen, wer auch nur eine Sichel oder Sense führen kann, der ist mit berufen zum großen Richteramt. Es gibt Zeiten, wo Gott das Richtschwert aus der Hand der Obrigkeit in die Hände des Volkes legt, damit das Gericht groß und schrecklich, das aus seinen Fugen gerissene Recht wieder eingerichtet werde. In solchen Zeiten ist alle Hoheit und geheiligte Majestät bei

dem Volke, dann ist jeder Mann des Volkes eine geheiligte, königliche Person. Eine solche Zeit ist jetzt in Böhmen und Mähren. Auf, ihr Männer, ihr Könige, ihr gerechten Schergen Gottes, vollführt euer Amt, greift zu Schwert und Spieß, zu Keule und Sense, und haut zu Boden, stecht über den Haufen, schlagt nieder und mäht, was auch nur ein Haar auf dem Haupte eines Böhmen oder Mähren gekrümmt, oder einen Halm auf einem böhmischen oder mährischen Acker zertreten. Schmach und Gottes Zorn über Jeden, der sich feig seinem heiligen Richteramte entzieht; es gibt keine Pflicht, die ihn davon entbinden könnte; Niemand versuche sich zu entschuldigen, daß er einen Todten begraben, einen Kranken pflegen, seinem kreisenden Weibe beistehen, eine Trauernde trösten, oder sonst eine fromme Pflicht erfüllen müsse; lasset diese Pflichten den Alten und Weibern; ihr Männer und Jünglinge habt nur die eine Pflicht: zu richten, damit das Recht und die Ordnung wieder aufgerichtet werden im Vaterlande."

Athemlos lauschte die Menge dieser Rede, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie merkte, daß der Redner aufgehört hatte, daß er von seiner Bühne wie verschwunden war. Kein Beifallgeschrei folgte seiner Rede, aber gerade die Stille, welche in der Versammlung fortherrschte, bewies, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlt

hatte. Hatte sie doch selbst auf Záwiš einen mächtigen Eindruck gemacht, einen Eindruck, der sein Handeln entschied. Entschlossen, jetzt von Malyhrad fern zu bleiben, ging er nach Hause.

An diesem Tage verweilte die Königin bis zum Untergang der Sonne bei den Gebeinen ihres Gemahls. Erst in der Dämmerung sah sie Záwiš im Geleit zweier Minoriten nach ihrer Herberge zurückkehren. Er eilte hinüber, sie wegen des Aufbruchs um ihre Befehle zu bitten.

„Warum drängt Ihr mich nur so?" rief sie klagend aus; „hier ist eigentlich mein Platz, hier sollte ich bleiben und um meinen Todten trauern, bis mich Gott zu ihm riefe."

„Ich weiß nicht, ob Euch die Heldenseele König Otakar's dies danken würde," sagte Záwiš, die bittere Empfindung in seinem Herzen niederkämpfend; „vielleicht war, was ich heute aus dem Munde eines Redners aus dem Volke auf dem Markte vernahm, mehr in seinem Sinne, als dieses thatenlose Hinsterben." Er wiederholte ihr, was er von Dalemil's Rede behalten hatte, und pflichtete mit lebhafter Wärme dem Redner bei.

Die Königin konnte sich dem Eindruck der gewaltigen Worte Dalemil's nicht entziehen. Sie fragte mit Theilnahme nach dem Namen des Redners, und ihre Theilnahme steigerte sich, als sie ihn erfuhr. „Ich möchte

den Mann sehen," sagte sie, „er war immer ein treuer Anhänger seines Königs. Wisset Ihr ihn zu finden, so bescheidet ihn zu mir."

Das war zugleich Záwiš' Entlassung. Er ging in sehr gereizter Stimmung von ihr. Sollte er ihrem Verlangen nachkommen oder nicht? Hatte sie es an ihm verdient? War diese Behandlung seiner Verdienste um sie würdig? Durfte er, der freie, selbständige Mann, sie ertragen? Geziemte es sich für ihn, der Sklave einer wetterwendischen Königin zu sein? Diese Fragen gingen der Reihe nach durch seine Seele. Er beschloß, das Joch abzuschütteln, er schwor, seine Würde und Freiheit zu wahren — und ging doch Dalemil aufzusuchen, und als er ihn nicht fand, sandte er Jodok nach ihm aus.

Dieser kehrte aber mit der Meldung zurück, daß der alte Herr bereits wieder zur Stadt hinaus sei. Der wackere Riese schloß aus der Miene seines Herrn mit Vergnügen, daß er mit der Königin unzufrieden war. „Ach, wollte Gott! das hielte an," betete er für sich; „könnte ich nur etwas beitragen, daß es recht schlimm zwischen den Beiden würde, daß sie einander gram würden, wie ich und der Zbislaw Zajic von Třebaun."

Záwiš ging der Königin die Meldung von Dalemil's Abreise zu bringen. Sie ließ ihm durch ihre Kammerfrau die Meldung abnehmen und ihn, ohne ihn noch-

mals zu sehen, nach Hause gehen. Mit einem heftigen Sturm in seiner Brust wandelte er noch lange im Mondschein umher. Jodok sah ihm vom Fenster aus nach. Er glaubte wahrzunehmen, daß sein Herr noch mißvergnügter aussah als erst.

Den folgenden Morgen ließ die Königin Záwiš bei Zeiten sagen, daß sie zum Aufbruche nach Brünn bereit sei. Er ließ satteln und ritt mit seinem Gefolge vor ihre Herberge. Sie erschien bald vor der Thür, den ihr vorgeführten Zelter zu besteigen. Ohne ihren Schleier zurückzuschlagen begrüßte sie Záwiš flüchtig und ließ sich auf das Pferd heben.

Schweigsam ritt sie an seiner Seite aus dem Thore.

Jodok nahm mit Freuden wahr, daß zwischen den Beiden keine besonders freundliche Unterhaltung in Gang kommen wollte. Auf der ganzen, zwei Tage währenden Reise benahm sich die Königin förmlich einsilbig und für die ganze Außenwelt theilnahmlos.

Da Záwiš schon vor drei Tagen von Iglau aus Boten nach Brünn gesandt hatte, um bei seinem Vetter Dietrich von Neuhaus Herberge für die Königin zu bestellen, so war man hier auf ihre Ankunft vorbereitet. Als sie sich der Stadt näherte, kam ihr ein Zug von mährischen Baronen, die gerade in Brünn anwesend waren, entgegen geritten; darunter die Herren Kuna von

Kunstatt, Bohuš von Drahotauš, Wok von Krawař, Harbord von Füllstein und selbst Milota von Dědic. Diese alle bezeugten der Königin ihre Ergebenheit und boten ihr ihre Dienste an. Am Stadtthore ward sie von der Stadtbehörde und einer großen Menge Volks begrüßt und mit Jubel nach der für sie bereiteten Herberge in dem stattlichen Hause des Domherrn Dietrich von Neuhaus begleitet, der den hohen Gast an der Schwelle seines Hauses empfing.

Zeitig von der Königin verabschiedet, war Záwiš den ganzen Abend auf sich allein angewiesen. Es war eine köstliche Frühlingsnacht voll Glanz und Duft. Er lag im Fenster, das in's Freie und nach Osten ging, und schaute hinaus in die vom Mond beleuchtete Landschaft. Dort hinter jenen waldigen Höhen lag Malyhrad; dort weilte sein treues Weib einsam und verlassen; dort winkten ihm das Glück und der Friede, indessen er ruhelos einem Phantom nachjagte. Er hatte nur zwei Tagereisen bis Malyhrad — was hinderte ihn denn hinzureisen? Die Königin war ja nun geborgen, und ihr Betragen zeigte deutlich genug an, daß sie ihn entbehrlich fand. Welche Freude würde das auf Malyhrad geben, wenn er jetzt dort erschiene! Mit welchem Jubel würde ihn die edle Gattin sammt ihrem Gesinde empfangen! Wie würde sein kleiner Sohn ihm die Aermchen entgegen

strecken! Was sollte er ferner bei der „launischen" Königin? Sehnsucht nach Weib und Kind und Freiheit erwachte und wuchs, je länger er nach der Gegend von Malyhrad hinblickte. Er malte sich die goldenen Maientage seiner Liebe vor, vor seiner Seele schwebte Libuša's Bild in all seiner Holdseligkeit. Unter ihrem Walten blühte ein Paradies. Dieses Paradies stand ihm offen, und er — ein blöder Thor — eilte nicht hinein, Herr und König, ein Gott darin zu sein?

„Ich will kein Thor mehr sein," rief er plötzlich, und schritt nach der Thür, um Jodok zu rufen, der sich und die Rosse Morgen früh zur Reise nach Malyhrad bereit halten sollte. Indem er die Thür öffnete, trat ihm sein Vetter, der Domherr Dietrich, entgegen.

„Ich komme noch spät zu Euch, lieber Vetter," redete dieser ihn an, „weil ich Wichtiges mit Euch zu reden habe."

Záwiš reichte ihm die Hand und leitete ihn zu einem Sitz, wo er neben ihm Platz nahm.

„Ich komme von der Königin," nahm der Domherr das Wort wieder. „Welch ein Weib! Wie reich an Geist, Empfindung, Anmuth und Würde! Ich verdenke es dem jungen Herzog von Breslau nicht, wenn er alle Hebel in Bewegung setzt, um sich die Hand einer solchen Königin zu erringen. Wäret Ihr ihm nicht zuvorgekommen, so

hätte er das Werk der Befreiung vollbracht; denn seit Monaten hat er alle Gebirge und Wälder durchstreift, um den Aufenthalt der hohen Gefangenen zu erkundschaften. Unser Bischof ist ihm hierbei mit Rath und That an die Hand gegangen, ja der hat sich zuletzt an den Markgrafen von Brandenburg gewendet und von diesem das Geheimniß herausgelockt. Herr Heinrich von Breslau ist denn auch eilig mit vielen Mannen gen Pösig aufgebrochen, hat aber zu seinem großen Leidwesen das Nest bereits leer gefunden. Seit gestern ist er hier und erwartet die Königin, um ihr zu klagen, wie unglücklich er in seinen ritterlichen Bemühungen für sie gewesen. Da ich weiß, was Ihr bei ihr gegolten, und welche Hoffnungen die fünfblätterige Rose auf die Huld baut, mit welcher das Auge der schönen Königin auf Euch ruht; da ich, offen gestanden, es für den höchsten Triumph der Rose erachte, wenn ein Witkowetz die Hand dieser Königin gewänne: so war es mir wichtig, ihr wegen des Herzogs ein wenig an den Puls zu fühlen."

„Und welche Entdeckung habt Ihr da gemacht?" fragte Záwiš gespannt.

„Es war nicht leicht ihr beizukommen," antwortete der Domherr, „da sie ganz in Trauer aufgelöst schien und nur von ihrem todten Gemahl sprechen wollte; indeß gelang es mir doch, ihre Theilnahme am Leben wieder

etwas zu wecken, indem ich von der warmen Theilnahme sprach, welche ihr Geschick allenthalben errege, und die ihr Tausende zuführen werde, wenn sie die erlittene Schmach rächen wolle. Unter ihren eifrigsten Freunden erwähnte ich auch den jungen Herzog von Breslau."

„Warum thatet Ihr das?" fragte Záwiš ein wenig gereizt.

„Nun eben, weil ich wissen wollte, wie hoch dieser Freund bei ihr stehe, auf welchem Grunde seine Hoffnung ruht."

„Nun — was habt Ihr denn erspürt?"

„Nur so viel, daß der Herzog in gutem Ansehen bei ihr steht, daß sie seinen ritterlichen Sinn und seine artigen Sitten achtet. Von seinen körperlichen Vorzügen schwieg sie natürlich, aber entgangen werden sie ihren Augen nicht sein — wozu wäre sie denn ein Weib? Indeß denke ich, soll es meinem Vetter von Falkenstein nicht schwer werden, den jungen Herrn auch in diesem zarten Turnier aus dem Sattel zu heben."

„Es fragt sich, ob ich Lust habe, mich auf solch ein Turnier einzulassen," versetzte Záwiš; „ich bin nicht der Mann, der sich zum Sklaven eines launischen Weibes machen läßt, auch wenn es eine Königin ist."

„Ihr thut der Königin wohl Unrecht, wenn Ihr sie

launisch nennt," sagte der Domherr; „welchen Grund habt Ihr dazu?"

Záwiš beklagte sich über ihr Benehmen in den letzten Tagen.

„Die Königin ist eine leichtblütige, leidenschaftliche Natur," erklärte der Domherr; „ihr von den erlittenen Schlägen mächtig erschüttertes Gemüth mußte bei der Nachricht von der Nähe der Ueberreste ihres gefallenen Gemahles ergriffen werden. Solche Naturen sind aber eben ganz an den jeweiligen Eindruck hingegeben. Wer aus der Stärke ihres Ergriffenseins auf die Tiefe und Dauer desselben schließen wollte, irrte sich allemal. Laßt die Königin nur eine Zeit lang trauern und weinen, die Sonne wird schon auch wieder bei ihr scheinen. Sorget nur dafür, daß Ihr dann im rechten Lichte steht! Der Herzog wird Alles aufbieten, sich in ein solches Licht zu stellen, und der Bischof Bruno wird ihm dabei hilfreich sein; dieser wird selbst den Kaiser für die Absichten des Herzogs zu gewinnen suchen, und der Kaiser wird der Heirath der Königin von Böhmen mit einem armen schlesischen Herzoge günstiger sein, als mit dem mächtigsten der böhmischen Barone."

„Ihr sprecht da einen Gedanken aus," sagte Záwiš erregt, „zu dem ich mich selbst niemals verstiegen; es ist Thorheit, so etwas zu denken."

„Thorheit, das zu denken, was man kann, wenn man nur will?“ entgegnete der Domherr. „Thorheit ist es, das Höchste nicht zu wollen, was man erreichen kann; Thorheit z. B. wäre es, wenn ich Domherr bleiben wollte, da ich doch Bischof werden kann, und so wäre es Thorheit, wenn Ihr nicht die Hand der Königin von Böhmen gewinnen wolltet, wenn sie Euch ihr Herz entgegenbringt.“

„Wäre dies der Fall, dann hätte ich ja von dem Herzog nichts zu fürchten,“ fiel Záwiš ein.

„Wenn Ihr nicht das Herz mit kühnem Feuer an Euch reißt, wird es glauben, Ihr möget es nicht, oder es gelte Euch doch nicht so viel, als es dem Manne seiner Liebe gelten will — und dann wird das liebebedürftige Ding sich einen Andern suchen, der es besser zu schätzen weiß. Solche Herzen, wie das der Königin, wollen mit ganzem, vollem Eifer geliebt sein, und so scheint der Breslauer sie zu lieben.“

„Wenn ich nun aber nicht im Stande wäre, die Königin so zu lieben?“ warf Záwiš ein.

„Ich weiß, daß sie Euch nicht gleichgiltig ist, sonst würdet Ihr ihre jetzige Traurigkeit und scheinbare Kälte gegen Euch nicht so übel nehmen. Und selbst wenn Ihr sie nicht mit Leidenschaft liebtet, so müßtet Ihr doch durch die Liebe zum Ruhm und durch die Pflichten, die Ihr

Euerm Geschlechte schuldig seid, entflammt werden, mit allem Eifer um die Hand einer Königin zu werben, die Euch liebt."

Das Wort fuhr wie ein Blitz durch Záwiš' Seele. Zwar bestritt er es lebhaft, aber nur, um den Domherrn zu ebenso lebhafter Wiederholung und Begründung seiner Behauptung zu reizen. Der Domherr wußte durch Sezema eine Menge Züge von der mehr als gewöhnlichen Huld, welche die Königin seinem Vetter Záwiš schenkte, und aus diesen Zügen baute er seine Beweise auf. Als er sich darin erschöpft hatte, verabschiedete er sich.

Wo blieb nun dein milder Glanz, du sanftes Gestirn von Malyhrad? Verblichen warst du wieder vor der verzehrenden Gluth, welche neuentzündet in Záwiš' Herzen loderte. Und was waren da für Mächte geschäftig, die Gluth zu nähren und immer gewaltiger empor lodern zu machen! —

Bis jetzt hatten wohl in Záwiš' Herzen vermessene Wünsche und Träume in Beziehung auf die Königin sich geregt; aber dieselben hatten noch keine ganz bestimmte Gestalt angenommen; er selbst hatte sie verhindert eine solche anzunehmen, wenn sie auch oft genug nahe daran gewesen. Er hatte sich selbst vorgespiegelt, daß er nichts sei und sein wollte, als der „Paladin", der ritterliche Freund der Königin, und daß er, so lange er

verhindert sei, seine Gemahlin an's Licht der Welt zu ziehen, nichts Besseres thun könne, als diese Ritterrolle spielen. Die Gunst der Königin hatte ihm wohlgethan, er hatte je länger je begieriger in den Strahlen dieser Gunst sich gesonnt, aber er hatte den Gedanken von sich abgewehrt, daß diese Gunst Liebe sei. Nun sprach ein Anderer dieses Wort mit solcher Bestimmtheit aus, und ebenso bestimmt hatte er es ausgesprochen, daß ein Witkowetz Gemahl der Königin von Böhmen werden könne und solle. Was knüpfte sich Alles an diesen Gedanken! Welche Fülle von Ansichten sproßte aus ihm empor! Welches Feld des Wirkens, der Macht und des Ruhmes erschloß er ihm! Was konnte er seinem Geschlechte, seinem Vaterlande werden als der angebetete Gemahl einer so begehrungswerthen, bei weiser Benutzung der Umstände auch mächtigen Königin! Fürwahr, der geistliche Vetter hatte Recht, indem er sagte: „Thorheit ist es, das Höchste nicht zu wollen, wenn man es erreichen kann."

Solche und ähnliche Betrachtungen beschäftigten Záwiš' Hirn, bis der Mond schon lange nicht mehr die Höhen von Malyhrad beschien. In ein ähnliches Dunkel, wie diese Höhen, waren die dort wohnten in der Seele Záwiš' von Falkenstein versunken, als er endlich sein Lager suchte.

Siebentes Capitel.

Der Domherr hatte die Königin ganz richtig beurtheilt. Die mährischen Großen wetteiferten mit einander, ihr ihre Theilnahme und Ergebenheit zu beweisen, und dies wirkte zerstreuend auf sie. Täglich mehrte sich die Zahl derer, welche bereit waren, sie an ihren Widersachern zu rächen, und bald gefiel sie sich in dem Gedanken, an der Spitze einer kampflustigen Schaar die Brandenburger zu vertreiben und im Namen ihres Sohnes die Regierung in Böhmen selbst zu führen. In dem Maße, als sie sich diesem Gedanken hingab, näherte sie sich auch Záwiš wieder.

Allerdings bewarb sich der Herzog von Breslau eifrig um ihre Gunst und der Bischof von Olmütz unterstützte seine Werbung durch warme Fürsprache. Allein Beide bewirkten dadurch nur, daß Záwiš entschiedener als je sich des Herzens der Königin zu versichern trachtete, nicht nur, indem er alle seine Gaben zu gefallen aufbot, sondern auch, indem er unter ihren Augen eine rastlose Thätigkeit entfaltete, um den Kampf gegen ihre Feinde zu organisiren.

Als der Bischof sah, daß sein Schützling keine

Fortschritte in der Gunst der Königin machte, wagte er es, ihr geradezu eine Vermählung mit demselben anzurathen; aber er kam damit so übel an, daß er jede Hoffnung auf Verwirklichung seines Wunsches aufgeben mußte. Aus einem Freunde ward er nun ein entschiedener Gegner der Königin und er beschloß, ihren kriegerischen Plan zu durchkreuzen. Er stellte den ihm befreundeten mährischen Baronen vor, wie das Unternehmen der Königin dem Vertrage von Czaslau zuwiderlaufe und jedenfalls die Mißbilligung des Kaisers finden müsse. Dadurch machte er manche schwankend, manche bewog er, sich sofort zurückzuziehen. Damit nicht zufrieden, begab er sich zu den Vätern der Stadt und drohte ihnen geradezu mit der Ungnade des Kaisers und dem Verluste ihrer jungen Reichsfreiheit, wenn sie ihre Stadt zum Waffenplatze der, mit dem Bruche des Czaslauer Vertrages umgehenden Königin machen ließen. Diese Drohung erschreckte die wohlweisen Herren so, daß sie die Königin beschworen, die Stadt, in der sie vor wenig Tagen erst so wohl aufgenommen worden war, zu verlassen, ihren treuen Anhängern aber, vor Allen Záwiš von Falkenstein, befahlen sie, dieselbe sofort zu räumen.

Das war freilich ein herber Schlag für die Königin und ihre Freunde. Aber Záwiš, der die Triebfeder desselben erkannte, ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Als

ihn die Königin nach der Botschaft des Rathes mit thränenfeuchten Augen empfing, sagte er: „Noch ist nichts verloren, hohe Frau, eher gewonnen. Wir sind dadurch die unsichern Freunde losgeworden. Freilich verlieren wir an Brünn einen trefflichen Waffenplatz, aber wir werden einen andern finden.“

„Ich wüßte nicht wo,“ warf die Königin ein; „Olmütz ist uns natürlich versperrt.“

„Steht Euch nicht Euer Witthum Troppau offen?“ erwiderte er, „und ist ein ganzes Herzogthum nicht besser als eine Stadt? Da der Herzog Nikolaus noch in der ungarischen Gefangenschaft lebt, so ist Niemand da, Euch die Gewalt im Herzogthum streitig zu machen. Die Verbindung mit Böhmen ist freilich von dort nicht so bequem, wie von hier, aber sie ist auch nicht allzuschwierig.“

„Ihr habt Recht,“ sagte die Königin; „an Troppau dachte ich gar nicht. Ihr seid doch nie verlegen um klugen Rath — was wäre ich ohne Euch?“ Sie reichte ihm die Hand und fügte hinzu: „Mein Paladin!“

Er führte die Hand an seinen Mund und rief: „Meine Königin! O wie herrlich ist es, Euch Gut und Blut zu weihen, für Euch zu leben und zu sterben!“

„Wird es Euch immer so um's Herz sein?“ fragte sie, ohne ihm ihre Hand zu entziehen, mit trunkenen Blicken.

„Immer und ewig!“ betheuerte er; „jeder Blutstropfen in meinen Adern gehört Euch, ich athme und denke nur für Euch, ich lebe nur in Euch!“

Er erschrak fast über seine Kühnheit, aber er hatte verlernt, vor dem innern Richter zu erschrecken, der ihn an sein Weib mahnte. Die Königin sah ihm hocherröthend in das von Leidenschaft strahlende Auge, sie war wie durch Zauber an diesen Blick gebannt und unter dem Drucke seiner glühenden Hand kam ihr Blut in's Sieden, ihr Busen wogte wie im Fieber. Er sah, er fühlte, wie alle ihre Lebensgeister in höchster Erregung waren, und das gab ihm den Muth zu sagen: „Darf ich Eurer Huld so gewiß sein, wie Ihr meiner Treue?“

„Könnt Ihr noch zweifeln, Záwiš?“ erwiderte sie mit zärtlichem, fast flüsterndem Tone.

„Königin!“ rief er, obgleich er nur noch das Weib vor sich sah, mit leidenschaftlichem Tone, „gebt mir lieber augenblicklich den Tod, als daß Ihr mir je einen Schimmer Eurer Huld entzieht. Ich mag kein dunkles, ruhmloses Leben führen, aber ich habe keine Kraft zu ruhmwürdigen Thaten als durch Eure Huld. Eure Huld ist die Sonne, von der mein Wesen fortan allein noch Licht und Leben empfängt. O meine hohe angebetete Frau — gebt mir ein Zeichen, daß meiner Seele dieser Quell des Lebens sich nie verschließt.“ Dabei sank er

vor ihr auf ein Knie und sah mit flehenden Blicken zu ihr empor, ihre Hand fest umklammernd.

„Záwiš!“ rief sie, ihrer Sinne kaum mehr mächtig, „schont mich —“

„Königin! Mich überkommt es mit allmächtiger Gewalt, daß diese Stunde entscheidend ist über mein künftiges Geschick; Alles, was ich in mir trage von hohen Gedanken, alle Kraft, die in mir schlummert, Alles, was ich zu thun und zu werden geträumt in meinen weihevollsten Stunden — Alles dies hängt an dem Laute Eures Mundes, hängt an einem Zeichen, daß ich Euch mehr gelte als andere Menschen, daß meine Verehrung, meine — ja, ich spreche es aus — meine Liebe, meine heiße, brünstige, jedes andere Gefühl verschlingende Liebe — Erwiderung findet —“

Die Königin versuchte sich loszumachen — es war ihr letzter Versuch, es war, als ob ihr Blick sich in dem seinigen verstrickte. „Steht auf!“ stammelte sie und neigte sich, ihn emporzuziehen — statt dessen sank sie in seine Arme. Und nun war die Königin nur das in Liebe sich auflösende Weib an der Brust des Mannes, und nun loderten die entfesselten Flammen in einander, nun hing Mund an Mund, als wollten sie auch leiblich in einander verschmelzen, gleich wie die Seelen in einander verschmolzen —

und wieder einmal war das Lied von der Treue ein Märchen geworden.

Es war aber, als wollte in demselben Augenblick, wo Záwiš in den Armen der schönsten Königin seines Weibes vergaß, die rächende Nemesis sich wider ihn erheben. Ein Getümmel auf der Straße weckte die Beiden aus ihrem Taumel. Záwiš eilte an das Fenster; er sah, wie ein Mann in der Tracht eines österreichischen Bauern gegen den Markt hin lief und von mehreren Knechten des Hauses schreiend verfolgt wurde. Schon hatte einer von diesen den Flüchtigen erreicht und wollte ihn fassen, als Jodok hinzu kam und auf das: „Helft mir! Rettet mich!“ des Bauern, diesen hinter sich nahm und die Knechte von ihm abhielt. Eine Menge Volks sammelte sich um die Szene. Záwiš konnte nicht vernehmen, was zwischen den handelnden Personen verhandelt wurde; er nahm nur so viel wahr, daß Jodok gewissermaßen die beiden Parteien verhörte, worauf er sich des Flüchtigen annahm und mit diesem, unter drohenden Gebärden gegen die Verfolger, den Platz verließ.

Záwiš verweilte nur noch kurze Zeit bei der Königin. Nachdem er sich auf baldiges Wiedersehen zärtlich von ihr verabschiedet, ging er in der Richtung hin, die Jodok mit seinem Schützling genommen. Er begegnete ihm allein auf dem Marktplatz.

„Was hattest Du eben für einen Handel?“ fragte er ihn.

„Ihr meint mit dem Bauer?“ antwortete der Riese. „Ei, das war eine ganz sonderbare Geschichte. Wie ich da die Gasse hinabgehe, in welcher die Königin herbergt, kommt mir ein Bäuerlein mit fürchterlichem Bart und zerzaustem Haar entgegen und ruft mich um Hilfe an gegen die ihn verfolgenden Knechte, und die schreien wieder: „Halt auf! Halt auf!“ Ich denke, da mußt du doch erst hören, wer deiner Hilfe werth ist; frage also das Bäuerlein, was mit ihm los sei. Da erzählt es mir ganz treuherzig, daß ich's wohl glauben mußte: er sei aus Dürrenkrut in Oesterreich — da, wo vor dreiviertel Jahren die große Schlacht gewesen, in welcher der Böhmenkönig Reich und Leben verloren. Dort habe ein vornehmer Ritter an schweren Wunden darnieder gelegen — der oder vielmehr sein Freund, der ihn gepflegt, habe ihn mit einem Briefe an seine Gemahlin geschickt, die auf einem Waldschlosse, zwei Tagreisen von Brünn, hausen sollte. Ich dachte gleich an Euch und an Malyhrad. Wie er nun schon auf dem Wege gewesen, erzählte der Bauer weiter, wäre ihm ein Herr nachgekommen, der hätte ihm aufgetragen, einen Brief an den Domherrn Dietrich von Neuhaus in Brünn mitzunehmen. Da er ein gut Stück Geld bekommen und sein Weg ihn einmal über Brünn

geführt, habe er den Brief mitgenommen. Wie er ihn aber dem Domherrn übergeben, und dieser ihn durchgelesen gehabt, habe derselbe einen stämmigen Knecht gerufen, mit dem er heimlich geredet; worauf der Knecht den Bauer eingeladen, mit ihm zu gehen, er wolle ihm Speise und Trank reichen und eine Nachtherberge anweisen. Da sei er denn mitgegangen, durch einen langen finstern Gang in ein dämmeriges Gemach; wie er da hineingetreten, habe der Knecht die Thür hinter ihm zugeworfen. Das sei dem Bauer verdächtig vorgekommen, er habe an der Thür geklinkt und gedrückt, sie sei aber fest verschlossen gewesen. Nach einer Weile sei zwar der Knecht mit Brod und Fleisch und Wein gekommen; aber er habe es ihm durch ein Loch in der Thür gereicht und ihm angekündigt, er müsse sich's bis auf Weiteres hier gefallen lassen, er sei gefangen. Der Bauer hatte gebeten, geweint, geschrien; aber es hatte nichts geholfen, er war eingesperrt geblieben. Er hatte täglich sein gutes Essen und Trinken erhalten, aber die Freiheit nicht. So waren ihm Wochen und Monate vergangen, bis er endlich auf den Einfall gerathen, sich selbst einen Weg in die Freiheit zu bahnen. Mit einem Messer, das er bei sich geführt, hatte er angefangen, die Eisenstäbe vor seinem Fenster auszugraben. Das war sehr langsam gegangen, er hatte ein paar Monate gebraucht, bis er eine Oeffnung ge-

wonnen, durch die er hindurchkriechen konnte. Vergangene Nacht war er da herausgekrochen, war aber in einen ringsum von hohen Mauern verschlossenen Hof gekommen, aus dem er nicht hinaus gekonnt; er hatte warten müssen bis zum Tage und bis die Thür des Hofes geöffnet wurde. Da warf er die Magd, welche die Thür aufschloß, auf die Seite und ergriff die Flucht. In der Hausflur, durch die er mußte, ward er von seinem Wärter entdeckt, der rief noch ein paar Knechte und rannte dem Flüchtling nach. Wäre ich nicht dazu gekommen, so hätten sie ihn wieder eingefangen."

Záwiš erinnerte sich, daß Hroznata ei..n Boten von Dürrenkrut nach Malyhrad abgeschickt hatte, der nicht wieder gekommen war, woraus indessen kein besonderes Aufheben gemacht worden, weil in jenen unsichern und gewaltthätigen Zeiten das Verschwinden eines einzelnen, besonders niedrig geborenen Menschen nichts Ungewöhnliches war. Höchst wahrscheinlich war nun aber der auf Befehl seines Vetters Dietrich gefangen gehaltene Bauer jener Bote, und er ahnte, daß Sezema ihm einen Uriasbrief mitgegeben, der seine Gefangenschaft veranlaßt hatte. „Wo hast Du den Bauer hingebracht?" fragte er Jodok.

„Er wollte sich unter den Schutz des Rathes stellen, der, wie er wußte, gut kaiserlich geworden war, und so habe ich ihn auf das Rathhaus geführt."

„Konntest Du ihn nicht zu mir führen, da Du wußtest, oder doch denken konntest, daß der Bauer von mir oder meinem Schwager abgeschickt war?“

„Ihr waret ja nicht daheim; übrigens war ich auch ungewiß, ob der arme Mann bei Euch Schutz und Recht finden würde, da der Domherr Euer Vetter ist.“

„So? Glaubst Du Tropf, daß mich verwandtschaftliche Rücksichten hindern, gerecht und menschlich zu sein?“

„Ja, ich glaube es, weil ich sehe, daß Ihr ungerecht und grausam gegen Eure Gemahlin seid.“

„Du bist unverschämt, Mensch!“

„Ich bin nur offen, ich will Euch auch ganz frei gestehen, daß ich den Brief, welchen Euer Herr Schwager dem Bauer an Eure Gemahlin mitgegeben, gesehen, der Bauer hatte ihn verborgen auf der Brust getragen und so bei sich behalten; er wird sich damit als ehrlicher Dürrenkruter Bauersmann ausweisen. Meine Schuld ist es nicht, wenn es dadurch ruchbar wird, daß Ihr eine eheliche Gemahlin habt.“

„Geh und schaffe mir augenblicklich den Bauer! Ich will ihn schadlos halten für Alles, was er gelitten.“

„Vielleicht hat sich Gott Euerer Gattin erbarmt und will ihr zu ihrem Rechte helfen, indem er ihren Stand vor der Welt offenbar macht — sein Wille geschehe!“

Záwiš zuckte zusammen; die Worte des ehrlichen Riesen fuhren wie der Donner in seine Seele. Er bedachte sich eine Weile, dann sagte er gefaßt: „Komm mit nach Hause!"

Jodok gehorchte. Als sich Záwiš mit ihm in seinem Zimmer befand, sagte er: „Jodok, wir müssen scheiden. Du hast mir große Dienste geleistet, Du bist mir lieb und werth — aber wir müssen scheiden. Ich will Dich fürstlich belohnen, Du sollst das beste Freisassengut haben, das ich vergeben kann, und wenn Du Deiner Herrin auf Malyhrad ferner ein treuer Beistand sein willst, so will ich Dich noch einmal so reichlich belohnen."

„Wollt Ihr denn die edle Frau nicht einmal besuchen?" fragte Jodok weich.

„Höre mich an, Jodok," erwiderte Záwiš; „ich weiß, daß ich an dieser wahrhaft edlen Frau ein großes Unrecht begehe, fern sei es von mir, es beschönigen zu wollen; ich erkenne es in seiner ganzen Größe und Schwere, und es will mich schier zu Boden drücken; dennoch geht es nicht anders: ich muß es auf mich laden, folge für mich daraus was da wolle. Geh nach Malyhrad, Jodok, sage Deiner Herrin, es sei zwischen mir und sie etwas getreten, was uns auf immer trenne — oder besser sage ihr: ich werde wohl lange nicht, vielleicht nie sie wiedersehen dürfen."

„So wollt Ihr sie wirklich verstoßen?“ fragte Jodok.

„Eine Frau wie diese verstößt man nicht,“ antwortete Záwiš, „man reißt sich von ihr los, weil man von andern Gewalten feindlich abgezogen wird, und läßt den besten Theil seines Selbst bei ihr zurück. Ich konnte bei ihr ein Leben voll Unschuld und seliger Lust führen, wenn ich nicht Záwiš von Falkenstein war, der Mann mit den ererbten Ansprüchen an weltlichen Glanz, an ruhmvolle Thaten, wenn in mir nicht die Leidenschaften und Triebe des adeligen Blutes mächtiger waren, als die Stimme der Weisheit, die allein auf bescheidener Höhe gedeiht. Geh und sage ihr das; ich werde nicht aufhören sie hochzuachten, ich werde auf das Beste, auch auf ihre und meines Kindes Zukunft Bedacht nehmen. Die Schenkungsurkunde für Dich werde ich ausstellen, während Du Dich zur Reise rüstest.“

„So ist es Euer Ernst — so wollt Ihr wirklich die edle Herrin verlassen?“ sagte Jodok mit thränenden Augen.

„Ich kann nicht anders, unsere Wege gehen auseinander.“

„Dann gebt mir wenigstens einen Brief mit — ich kann ihr nicht sagen, was ihr das Herz brechen muß — und ich will es ihr auch nicht sagen — nein, und ich will

auch keinen Brief von Euch haben. Es ist schändlich, so an einer solchen Frau zu handeln, und ich denke, es kann nicht sein — so ein guter, gerechter Herr will sich von einer so himmlisch guten und schönen Frau trennen. Ihr könnt es nicht thun, wenn Ihr sie seht; ich will gehen und sie holen — ihr bloßer Anblick wird Euch bekehren — ja, das thue ich, gewiß und wahrhaftig."

„Thue, was Du willst," versetzte Záwiš; „nur bemerke ich Dir, daß ich morgen von hier abreise."

„So! Nun, aus der Welt reiset Ihr doch nicht," erklärte Jodok, „ich werde Euch schon wieder finden; ich brauche daher auch Euere Verschreibung jetzt nicht, sondern hole sie mir später für meine Kinder. Lebt wohl!"

Der Riese ging und Záwiš suchte vergebens, ihn noch einmal zurückzuhalten.

Schnell hatte Jodok seine sieben Sachen zusammengepackt und verließ die mährische Hauptstadt, um nach Malyhrad zu wandern. Er erreichte es den folgenden Tag bei guter Zeit. Das Herz war ihm recht schwer, als er sich dem Burgthor näherte. Was würde die gute Herrin sagen, wenn er ohne den Herrn kam? Und wie sollte er die schreckliche Wahrheit an sie bringen? Er tröstete sich etwas mit dem Gedanken, daß ihre persönliche Erscheinung ihren Gemahl wohl rühren und zu ihr zu-

rückführen könne, und so beschloß er auch, ihr nur so viel zu sagen, daß sie sich veranlaßt fühlen konnte, den Herrn mit ihm aufzusuchen.

Nachdem er sein Weib und seine Kinder begrüßt und geherzt hatte, eilte er zu der Gebieterin. Er fand sie im Garten mit ihrem Kinde und Scarlatti. Sie sah wohl etwas blaß aus, doch lag ein heiliger Friede über ihre Züge ausgegossen. Als sie den Riesen erblickte, kam sie ihm entgegen und reichte ihm mit freundlichem Willkommen die Hand. Er küßte sie und ließ sich auf eine Rasenbank leiten, wo sie mit ihm Platz nahm.

„Ihr bringt mir doch gute Botschaft von meinem Herrn?“ fragte sie den Ankömmling.

„Er ist ganz wohlauf und läßt Euch grüßen.“

„Gott sei Dank -- gab er Euch keinen Brief mit?“

„Ich bat ihn, mir einen mitzugeben — aber er hatte keine Lust dazu — vielleicht auch keine Zeit, weil die Königin seine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Doch ich muß Euch erst erzählen, was das für eine Geschichte ist mit der Königin, wie das so Alles nach und nach gekommen, wie es nun eben ist.“ Und er erzählte in seiner breiten Weise, erst wie er seinen Herrn aus den Händen des wüthenden Volkes gerettet und dann die ganze Geschichte von der Befreiung der Königin bis zu dem Aufenthalte in Brünn. „Ihr kennt Euch denken, edle Frau, welche

Macht die Königin über ihn gewonnen, da er Euch so nahe ist und sich doch nicht von ihr losmachen kann, um Euch auch nur einen flüchtigen Besuch zu machen. Eigentlich bin ich nur zu Euch hergeeilt, um Euch zu rathen, daß Ihr Euch flugs aufmachen möchtet, Euch Euer Liebstes zu retten; denn ich glaube, sein Herz geht an die Königin verloren, wenn Ihr es nicht schleunigst wieder fest an Euch bindet."

Libuša war sehr blaß geworden und starrte den Sprecher zwischen Angst und Zweifel schwebend an. Das ehrliche Gesicht Jodok's mußte sie überzeugen, daß er nicht ganz leere Worte redete. Längst hatte sie wohl im Stillen geahnt, daß mit Záwiš' Herzen eine Veränderung vorgegangen sei, ja, sie hatte sich bei Erwägung aller Verhältnisse die Möglichkeit einer künftigen Trennung von ihm als nicht eben fernliegend gedacht, sie hatte sich halb und halb darauf gefaßt gemacht, wie sich der Weise immer gefaßt machen soll auf das Ende eines Glückes, den Verlust eines Besitzes; aber sie war nicht gefaßt auf den Verlust der Liebe ihres Gemahls durch eine glücklichere Nebenbuhlerin, durch die Königin von Böhmen. Und doch war gerade diese Art des Verlustes bestechend für ihren Glauben. Sie erinnerte sich so mancher Aeußerung der Königin in Bezug auf Záwiš, welche ihr jetzt in einem ganz andern Lichte erschien als sonst,

und die ihren Glauben sehr unterstützte. Záwiš war wohl der Mann, die Liebe einer Königin zu erwecken, und die schönste Königin ihrer Zeit konnte wohl das Herz eines ritterlichen Dichters entflammen, konnte die einfache Tochter des Volkes in seinen Augen verdunkeln. Dazu kam das ergreifende Mißgeschick der hohen Frau, das so innig verknüpft war mit dem Mißgeschick des Vaterlandes, an welchem Záwiš' Seele hing — ja, je gerader und fester sie die Verhältnisse anschaute — und sie war von Jugend auf gewohnt, den Dingen gerade und fest in die Augen zu schauen, desto wahrscheinlicher ward ihr, was Jodok sagte. Freilich gerieth das Herz darüber nichts destoweniger in schmerzliche Zuckungen — denn das Herz des Weisen hat nichts voraus vor dem Herzen des Thoren — aber Libuša ließ sich durch diese Zuckungen nicht beherrschen, nicht in ihrem Handeln bestimmen. Als sie eine Weile regungslos wie ein Steinbild da gesessen, sagte sie zu Jodok: „Wartet bis morgen, dann wollen wir weiter mit einander sprechen. Jetzt ruht Euch aus und pflegt Euch." Sie erhob sich, nahm ihr Kind von Scarlatti's Arm und ging auf ihr Zimmer.

Den ganzen übrigen Tag war sie vor ihrer Umgebung nicht mehr sichtbar.

Den folgenden Tag ließ sie Jodok zeitig zu sich rufen. Sie trug auf ihrem Antlitz die Spuren einer unter

schweren Kämpfen durchwachten Nacht, aber auf ihrer Stirn thronte die Ruhe des Siegers. „Jodok,“ sagte sie, „Ihr habt mir nicht die ganze Wahrheit gesagt — mein Gemahl hat mich verstoßen.“

Jodok erinnerte sich der Antwort Záwiš', als er sich gegen ihn dieses Wortes bedient, und er wiederholte dieselbe vor seiner Herrin.

Ein schmerzliches Lächeln verzog ihren Mund.

Jodok wollte sie damit trösten, daß ihrem Gemahl das Losreißen wohl schwer fallen solle, ja daß alle Mächte, die ihn von ihr hinwegzögen, sich unmächtig erweisen würden, wenn sie selbst vor ihm erschiene und ihre Rechte geltend machte. Doch sie erklärte: „Nein, Jodok, das hieße sich aufdringen, vielleicht auch frevelnd eingreifen in die Bestimmung eines großen Mannes. Ich habe Alles bedacht; wer weiß, zu welchen hohen Dingen Gott meinen Gemahl auserkoren, Dinge, gegen welche die Ansprüche eines einzigen Wesens wie ich in Nichts verschwinden. Der Wille des Herrn geschehe! Möge mein Gemahl seine Bahn gehen — ich gehe die meinige als die Mutter seines Sohnes. Sagt ihm, wenn Ihr wieder zu ihm kommt, daß mein Segen und meine Gebete ihn begleiten.“

„Ich habe auf immer von ihm Abschied genom-

men," erwiderte Jodok unter Thränen; „erlaubt mir, daß ich bei Euch bleibe und Euch diene."

„Er wird Euch wohl sehr vermissen," wandte Libuša ein.

„Nein, das wird er nicht," versicherte Jodok; „er wollte mich schon lange gern los sein, wir taugen nicht mehr zusammen."

„Vergesset nicht, was er Euch Gutes gethan," sagte Libuša.

„Wir sind wett," erwiderte Jodok, „und bleibt mir noch ein Schuldrest, so will ich ihn an sein Kind und seines Kindes Mutter abtragen."

„Ich kann Euch nicht wider Euren Willen zu handeln zwingen," erklärte Libuša hierauf; „mir seid Ihr natürlich willkommen."

Sie bat hierauf Jodok, ihr Scarlatti zu rufen und dann sich den Seinigen zu widmen.

Zu Scarlatti sagte sie: „Wir werden wohl noch recht lange zusammen malen können, vorausgesetzt, daß es Euch gefällt, mit einer so langsamen Schülerin noch lange Geduld zu haben."

„Wäret Ihr doch in der That eine langsame Schülerin," entgegnete der Maler, „dann hätte ich noch lange das Glück, mit Euch vereint der Kunst zu dienen!"

„Werdet Ihr Euch nicht hinaussehnen in die Welt?“ fragte sie.

„Meine Welt ist hier,“ sagte er; „Alles, was der Künstler braucht, habe ich hier in Fülle: ein Urbild ewiger Schönheit, das mich begeistert, Muße und Freiheit.“

„Ihr wisset wohl bereits, daß wir unsern Herrn vielleicht nie wieder sehen?“ fragte sie hierauf mit bebender Stimme.

„Jodok sagte mir davon; ich habe die ganze Nacht gebetet, daß Gott den Sinn des edlen Herrn zum Bessern lenken möge. Es war mir, als stürzte ein hohes Götterbild vor mir von seinem Piedestall, als ich die traurige Mähr vernahm. O Gott! rief ich, an wen soll man denn noch glauben, wenn solche Männer trügen!“

„Seid vorsichtig in Eurem Urtheil,“ warnte Libuša; „man darf die Handlungen außerordentlicher Menschen nicht mit dem gemeinen Maße messen. Ihr bleibet also bei mir?“

„Ja, so lange es Euch gefällt,“ sagte der Maler, eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückend.

„Da wollen wir recht miteinander malen,“ schloß Libuša die Unterredung, „und gefällt es Gott, uns so lange beisammen zu lassen, so kann auch mein Sohn noch bei Euch lernen.“

Achtes Capitel.

Auf dem alten Schlosse Grätz bei Troppau, dessen Ursprung die Bewohner des Landes in die graue Vorzeit setzten und das seit Menschengedenken ein Wohnsitz gespenstiger Stille gewesen, herrschte neues, die Zeiten alter Herrlichkeit verjüngendes Leben. Hier war seit mehreren Monden die schöne Witwe des gefallenen Böhmenkönigs Otakar eingezogen, hatte sich mit einem großen Hofstaat umgeben und bereitete sich zu großen, weitgreifenden Thaten. An der Spitze ihres Hofstaates stand Záwiš von Falkenstein und verwandelte die alte Burg in den prachtvollsten, lustigsten, wohnlichsten Fürstensitz der slavischen Länder. Und neben ihm weihten der anmuthreichen Königin viele Große des Landes Mähren ihre Dienste als Räthe und Hofleute, obenan die Herren Kuna von Kunstatt, Bohuš von Drahotauš, Wok von Krawař, Herbord von Füllstein und Milota von Dědiž.

Es war wie am Hofe eines großen Königs. Ritterliche Gäste mit reisigem Gefolge zogen täglich ein und aus, Gesandte von benachbarten Fürsten kamen, Gesandte zu anderen gingen und in der Stadt unten sammelte sich reisiges Kriegsvolk.

Die Sache der Königin stand erwünscht. Die Städte des Landes huldigten ihr und versprachen kräftige Hilfe, mehrere Fürsten, darunter besonders der ritterliche Herzog Waldislaw von Oppeln, schloßen Bündnisse mit ihr zu Schutz und Trutz, aus Böhmen kamen Nachrichten von der immer weiter um sich greifenden Erhebung des Adels und der Städte gegen die Bedrücker des Landes, ja von bereits stattgefundenen siegreichen Kämpfen unter dem edlen Herrn Hynek von Duba, und zu dem aufgerollten Kriegsbanner der Königin eilten kampflustige Mannen in Menge.

Die Seele all dieses Lebens, dieser Verhandlungen und Rüstungen war Záwiš. Von dem Augenblicke an, wo er seine ursprüngliche Liebe, seine Pflichten gegen Weib und Kind rücksichtslos unter die Füße getreten, hatte er sich in ein Leben der rastlosesten und mannigfaltigsten Thätigkeit gestürzt, und wahrhaft bewunderswürdig war, was er in kurzer Zeit wirkte und schuf, mochte es in der Einrichtung des Hofhaltes, oder in der Verwaltung der Regierungsgeschäfte, in der Rüstung zum Kriege oder in der Abschließung der Verträge sein.

Dabei blieb ihm doch noch Zeit zur Befriedigung des Herzensbedürfnisses seiner Königin. Wie wußte er jede Sorge von ihr fern zu halten, wie wußte er den Nachen ihres inneren Lebens so glatt auf spiegelheller

Fluth zwischen blumigen Gestaden dahinzusteuern, wie riß er ihren Geist mit sich empor in höhere Welten durch dithyrambischen Gesang und seherhafte Reden! Und dann, wie gewaltig schlug die Gluth der Empfindung aus Blick und Kuß und Tönen an ihr heißes Herz! Bald hatte sie keinen Willen mehr als den seinen, und bald folgte die Königin ebenso blindlings, wie einst die Tochter des Volkes, ihm heimlich zum Altare, um sich auf's innigste mit ihm zu vereinigen.

Nur Sezema, der inzwischen angekommen war, und der Domherr Dietrich waren Zeugen der Trauung, die so lange ein Geheimniß bleiben sollte, bis die Sache der Königin allenthalben triumphirt haben und ihren Feinden der neue Ehebund keine Waffen gegen sie würde bieten können. Dann hoffte man auch mächtig genug zu sein, um etwaige Schwierigkeiten mit Libuša leicht zu beseitigen. Die Königin verstand sich indessen im ersten Rausche der befriedigten Leidenschaft zu wenig auf Verheimlichung ihres Glückes, als daß dasselbe vor ihren Hofleuten sich hätte lange verborgen halten können. Selbst Záwiš gab sich ganz dem Rausch der neuen Honigwochen hin, so daß er selbst die mit großem Eifer begonnenen Kriegsrüstungen ruhen ließ. Erst als Kunigunde fühlte, daß ein künftiger Genosse ihres Glückes unter ihrem Herzen keimte, ward sie Angesichts ihres Hofes zurückhaltender

im Umgange mit dem Manne, der in den Augen der Welt als ihr Hofmeister gelten sollte.

Aber diese Zurückhaltung kam nun zu spät. Der Neid hat scharfe Augen, und Záwiš hatte heftige Neider schon um der Gunst willen, welche ihm die Königin offen erzeigen durfte. Seine Hauptneider waren die obengenannten mährischen Barone mit Milota von Dědic, der Záwiš überdies auch darum haßte, weil dieser es ihn zu offen merken ließ, wie er ihm eigentlich nicht traue. Der Neid witterte die geheime Vermählung bald aus, ebenso entging ihm nicht, daß die Königin sich neuerdings nur darum in ihre innersten Gemächer zurückziehe, weil sie einen Zustand zu verbergen suche, der zu verrätherisch für ihr Geheimniß war.

Jetzt begann Záwiš eine neue Thätigkeit zu entfalten, und diese Thätigkeit gab seinen Neidern erwünschten Anlaß, mit der Königin zu brechen. Dieselbe schien nämlich weit mehr darauf abzuzielen, dem zu verhoffenden Sprößling der geheimen Ehe das Herzogthum Troppau, welches König Otakar zwar seinem Sohne Nikolaus verschrieben, gleichwohl aber auch seiner Gemahlin zum Witthum ausgesetzt hatte, als Erbe zuzuwenden, als der allgemeinen vaterländischen Sache zu dienen. Unter dem Vorwande, es nicht mit ansehen zu können, wie dem gefangenen Sohne ihres gefallenen Königs sein Eigenthum

geraubt werde, verließen sie Troppau und begaben sich zu dem Bischof Bruno, um diesen als Vormund des Herzogs das Beginnen des heimlichen Ehepaares zu klagen.

Mit Aerger hatte der kriegerische Bischof aus der Ferne die erfolgreiche Thätigkeit der Königin und ihres „Buhlen“, wie er Záwiš nannte, betrachtet und nach Mitteln gesucht, derselben entgegen zu arbeiten. Die von Milota und Genossen erhobene Klage kam ihm daher äußerst gelegen. Er durfte nicht dulden, daß sein Mündel in seinem Eigenthum geschädigt wurde. Längst hätte er, wenn ihm dessen Wohl so sehr am Herzen lag, sich bei dem Ungarnkönig für ihn verwenden und seine Freiheit auswirken können — jetzt säumte er nicht, Schritte deßhalb zu thun; er ordnete einen Abgesandten mit einer schweren Summe Geldes nach Ungarn ab, um den Herzog auszulösen. Gleichzeitig schickte er einen Boten an den Kaiser mit einer Beschwerde gegen die Königin und ihren „Buhlen“, sammt der Bitte um die kaiserliche Genehmigung, daß er seinen Mündel mit Waffengewalt in sein Eigenthum einsetze. Mittlerweile rüstete der Bischof zum Kriege und die von der Königin abgefallenen Barone führten nun ihm ihre Schaaren zu. Auch viele ältere Feinde der Königin und Záwiš' von Falkenstein sammelten sich um seine Fahne, unter den letzteren auch

Berchtold von Emerberg mit seinem Weibe Ludmila, welche beide von Milota von Dèditz herbeigerufen waren, damit diejenigen, welche den Fall des Königs Otakar herbeigeführt hatten, auch wieder zusammenwirkten, um seine Gemahlin zu Grunde zu richten. Mit Abscheu würde in unsern Tagen die ganze Welt von solchen Menschen sich wenden, damals fanden sie Schutz in dem Wahne und dem gewaltthätigen Charakter ihrer Zeit.

Fast gleichzeitig mit der kaiserlichen Zustimmung zu dem Plane des Bischofs langte der befreite Herzog Nikolaus in Olmütz an. Mit Entrüstung vernahm er, daß der Mann, den er als den Räuber seines Liebesglückes betrachtete, ihn jetzt auch seines Eigenthums berauben wollte, und mit Feuer ergriff er den Gedanken, dieses zu erobern und zugleich den Räuber zu züchtigen. Die Rüstung gegen die Königin ward nun mit verdoppeltem Eifer betrieben.

Mit gerechtem Staunen aber sah der Herzog Nikolaus unter den Kämpen seiner Sache den Mörder seines Vaters. „Wie ist es möglich, daß Ihr diesen Bösewicht zu solchem gerechten Kampfe zulassen konntet?" fragte er seinen Vormund.

„Der Schenk von Emerberg stand Eurem königlichen Vater im Felde gegenüber," versetzte der Bischof; „er tödtete den von der Kirche Ausgestoßenen als ein

allzu eifriger Sohn der Kirche — ein Verbrecher ist er darum nicht."

„Herr, ich war Zeuge seines boshaften, heimtückischen, feigen Mordes," entgegnete Nikolaus; „ach, daß ich nicht hineilen konnte, den Mörder in Stücke zu hauen; ich ward von einer Horde ungarischer Reiter umzingelt und mit Schlingen gefangen in dem Augenblicke, in welchem ich den Schenk von Emerberg über den wehrlosen König herfallen sah. Mit diesem Mörder will ich keine gemeine Sache machen."

„Er ist mit seinen Mannen eine nicht zu verachtende Verstärkung unserer Streitmacht," warf der Bischof ein.

„Ein Schandfleck ist solche Genossenschaft," erklärte der Herzog; „durch sie wird die edelste Sache besudelt. Ich will lieber auf mein Herzogthum verzichten, als mit dem Mörder meines Vaters vereint kämpfen."

„Dann sehet zu, wie Ihr Euch seiner entledigt," schloß der Bischof.

Der Herzog beschloß, dem Schenken von Emerberg die Theilnahme an dem Kriegszuge zu untersagen.

Berchtold von Emerberg saß mit seinem Weibe in der Herberge. Mit Beiden war eine große Veränderung vorgegangen. In Berchtold's Wesen lag etwas Unstätes, Zerfahrenes, das durch den Ausdruck der

Trunkenheit noch greller hervortrat. Ludmila war in erschreckender Weise abgemagert. Von ihrer sonstigen Schönheit trug sie wenig mehr als das üppige dunkle Haar, durch welches die fahle Blässe ihres Gesichtes noch mehr herausgehoben ward. Die Wangen waren eingefallen und die dunklen Augen funkelten unheimlich in tiefen Höhlen. Man sah, daß bei diesen beiden Menschen das Glück und der Friede nicht daheim waren.

Nach der Schlacht von Dürrenkrut hatte Ludmila, weil sie sich Mutter gefühlt, ihren Gatten veranlaßt, sich auf eine seiner Besitzungen in Oesterreich zurück zu ziehen. Im ersten Genuße der endlich befriedigten Rache, welche noch dazu durch den, über das Opfer derselben ausgesprochenen Kirchenbann geheiligt erschien, hatten sie keine Gewissensqual empfunden, sondern sich auf die nahende Erfüllung der Hoffnung auf Elternfreuden gefreut. Aber wie furchtbar war ihnen diese Hoffnung zerstört worden! Unter gräßlichen Schmerzen hatte sie ein Wesen zur Welt gebracht, das den Vater mit Grausen, die Mutter mit solchem Entsetzen erfüllte, daß sie in einem Anfalle von Wahnsinn es an die Wand schleuderte und zerschmetterte.

Zwar war sie wieder vom Siechbette erstanden, aber tiefe, oft in Irrsinn übergehende Seelenangst war fortan ihr Theil gewesen. Ihr Gatte hatte die ihn be-

herrschende Unruhe durch Jagd und Trunk zu betäuben gesucht. Zuletzt hatte es ihn auf seiner Burg nicht mehr gelitten und er war auf Milota's Einladung in das Kriegslager des Bischofs von Olmütz gereist, sein Weib ihm dahin gefolgt.

Da saßen sie sich stumm gegenüber, Beide einander mit dem Anblick ihrer gegenseitigen Qual quälend, als ein Ritter eintrat nnd dem Herrn Berchtold Schenk von Emerberg im Namen des Herzogs Nikolaus ankündigte, daß dieser ihm nicht gestatten könne, mit an dem ehrenvollen Kampfe für sein gutes Recht Theil zu nehmen.

„Was!“ rief Emerberg aufspringend, „bin ich kein ehrenhafter Mann? Wer daran zweifelt, dem will ich's mit meinem Schwerte beweisen!“

„Der Herzog läßt Euch sagen,“ erwiderte der Ritter, „wenn Ihr Euch durch diese Zurückweisung für beleidigt achtet, stünde er Euch mit seinem Schwerte zu Diensten.“

„Ja, er soll mir Rechenschaft geben, der Bastard!“ rief Berchtold und warf dem Ritter einen Handschuh vor die Füße, „und zwar auf der Stelle — wo ist er?“

„Nur gemach, Herr Schenk!“ sagte der Ritter den Handschuh aufhebend; „in einer Stunde könnt Ihr mit einem Freunde vor dem Thore, drei tausend Schritte

vorwärts an der Straße nach Brünn erscheinen, da werdet Ihr den Herzog treffen."

„Gut, ich komme," schloß Berchtold die Unterredung.

Ludmila hatte stumm, starr vor sich hin blickend, wie geistesabwesend, dabei gesessen. Jetzt als Berchtold sie fragte: „Nun, was sagst Du dazu?" erwachte sie wie aus einem Traume und sprach: „Blut ist eine köstliche Arznei; schaffe mir Blut, daß ich genese!"

„Du bist in der That krank, Weib; geh und lege Dich nieder, ich will Dir ein Thier schlachten."

„Ich will mit Dir gehen," rief sie aufspringend mit wildrollenden Augen.

„Es geht nicht," sagte er; „es ist kein Schauspiel für Weiber."

„Was! Kein Schauspiel für Weiber?" rief sie; „siehst Du das Blut nicht, das seit Jahresfrist an meinen Händen klebt?" Und sie hielt ihm die Hände vor das Gesicht.

Ihn schauderte. Das war wieder einer jener Anfälle des Irrsinnes. Er eilte zur Thür und rief zwei seiner Knechte herbei. „Hütet Eure Herrin!" befahl er diesen; „sie ist krank, und ich muß sie jetzt verlassen."

„Geh nicht!" schrie sie jetzt, weniger im Tone des Irrsinns als der Angst; „hinter Dir steht der todte

Böhmenkönig und wird Dich erwürgen, wenn ich nicht bei Dir bin!" Sie hing sich an ihn, er suchte sich los zu machen; desto fester klammerte sie sich an ihn; endlich gelang es ihm mit einer furchtbaren Kraftanstrengung sich loszureißen, daß sie weithin an eine Bank mit Waffen taumelte. Er schritt nach der Thür.

„Halt!" schrie sie mit Mark durchdringender Stimme, fast gleichzeitig ergriff sie einen unter den Waffen befindlichen Dolch; „halt! Ich will erst den schrecklichen König tödten." Damit stürzte sie ihm nach und stieß mit dem Dolche nach dem vermeinten Gespenst, daß er tief in Berchtold's Rücken drang. Ein Blutstrahl spritzte ihr in das Gesicht.

Zu spät bemächtigten sich ihrer die Knechte. Mit dem Ausrufe: „Unglückseliges Weib!" sank Berchtold zu Boden.

Jetzt entwirrte sich der Sinn der unglücklichen Frau, das Gespenst ihrer kranken Einbildungskraft war verschwunden, sie erkannte mit Entsetzen, daß sie den tödtlichen Stahl in den Leib ihres Gatten gestoßen. Sie schleuderte den Dolch weit von sich, riß sich von den Knechten los und warf sich weinend über den röchelnden Gatten, der nach wenig Augenblicken seinen schuldbeladenen Geist aufgab.

Der Herzog Nikolaus war zur festgesetzten Zeit

auf dem Kampfplatz, wo er den Tod seines großen Vaters an dessen Mörder zu rächen brannte. Nachdem er eine Stunde vergebens auf denselben gewartet, schickte er einen Ritter aus seinem Gefolge nach Berchtold's Herberge, und erfuhr durch diesen, daß eine andere Hand zum Werkzeuge der rächenden Nemesis geworden.

Die schreckliche Mähr von der Todesart des Schenken von Emerberg erfüllte das ganze Kriegslager mit solchem Entsetzen, daß Jedermann, selbst die Freunde des Getödteten nicht ausgenommen, das Haus, in welchem das Grauenvolle geschehen, vermied. Niemand wußte, was aus der Leiche des Unglücklichen und aus seiner unfreiwilligen Mörderin geworden. Bald war auch die ganze Begebenheit im Getöse der Waffen vergessen.

Denn wenig Tage danach brach der Bischof mit seinem Mündel und dem jungen Herzog von Breslau an der Spitze eines gewaltigen Heeres gegen Troppau auf. Ein Herold eilte voraus, die Königin zur freiwilligen Uebergabe des Landes aufzufordern und im Weigerungsfalle ihr den Krieg zu erklären.

Záwiš hatte wohl geahnt, daß die abgefallenen Barone bei dem bloßen Abfall nicht stehen bleiben, sondern auch mit feindlichen Thaten auftreten würden. Schnell hatte er die unterbrochen Rüstungen wieder aufgenommen und sich auf irgend einen Streich von dieser

Seite gefaßt gemacht. Freilich hatte er jetzt nur über ein kleines Häuflein zu gebieten, aber dasselbe bestand aus lauter Getreuen. Die natürliche Beschaffenheit des Landes begünstigte einen Vertheidigungskrieg gegen einen überlegenen Feind.

Als daher der Herold des Bischofs mit der Aufforderung zur Uebergabe erschien, glaubte Záwiš dieselbe mit Fug zurückweisen zu können, und zwar um so mehr, als fast gleichzeitig aus Böhmen ein Bote des wieder dahin abgereisten Sezema erschien, welcher die Nachricht brachte, daß sich die Streitkräfte der Witkowetze mit denen der Berken von Duba, Riesenburge, Cimburge und Löwenberge vereinigt und den Brandenburgern bereits in zwei bedeutenderen Gefechten die Spitze geboten hätten, wodurch der ganze nordöstliche Theil des Landes von den Verderbern gesäubert und ihnen eine etwa beabsichtigte Verbindung mit den mährischen Feinden der Königin abgeschnitten sei, während im Südosten die Brüder Záwiš' mit Hroznata von Husitz das Land frei erhielten. So ward denn die Frage, wer im Lande Troppau Herr sein sollte, der Entscheidung durch das Schwert anheimgegeben.

Kunigunde, jetzt unter dem Sonnenschein inneren Glückes in neuer Schönheit blühend, gürtete ihrem Gemahle selbst das Schwert um, welches dem Pfande der

Liebe, das sie unter ihrem Herzen trug, ein fürstliches Erbe sichern sollte, und nur die Rücksicht auf dieses keimende Leben konnte sie abhalten, selbst die Mühen und Gefahren des Kampfes mit ihm zu theilen. Muthig zog Záwiš dem heranrückenden Feinde entgegen. Allein weit stärker, als er erwartet, erwies sich dessen Zahl; es war ein Kampf von Einem gegen Zehn. Nur Zauberei hätte gegen eine solche Uebermacht den Sieg gewinnen können. Aber nicht leichten Kaufes sollten die Feinde das Feld behaupten, sie sollten fühlen, daß sie es mit einem Gegner zu thun hatten, gegen den sie einer solchen Uebermacht bedurften. Weise vertheilte Záwiš seine Macht in die Grenzpässe, Alle durch fliegende Posten in genauer Verbindung unterhaltend. So erwartete er den Feind, so ließ er ihn eine Strecke in den ersten Paß hereinrücken und warf sich dann mit wettergleichem Ungestüm über ihn her. Die feindlichen Schaaren, solchen Ueberfalls nicht gewärtig, wichen erschrocken zurück, und Hunderte aus ihnen wurden Opfer des Schwertes, bevor sie sich sammelten und zum Angriff ordneten. Dann zog sich Záwiš mit den Seinen durch Wälder und Schluchten zurück. Auf solche Weise zwang er den Feind, sich jeden Fußbreit Landes mit schweren Opfern zu erkaufen.

Dabei vergaß er nicht für die Sicherheit seiner Gemahlin zu sorgen. Der Paß nach Böhmen ward mit

Sorgfalt frei gehalten, und als er vor dem Feinde bis eine Tagereise vor Troppau zurückgewichen war, ließ er Kunigunden mit ihrem Hofstaat durch eine Schaar seiner zuverlässigsten Mannen nach Königingrätz leiten, wo Hynek von Duba mit seinem Heerhaufen stand. Er selbst deckte ihren Rückzug und folgte ihr endlich langsam nach, um sich mit den böhmischen Patrioten, die zugleich Freunde der Königin waren, zu vereinigen.

Der Kampf in Böhmen war in ein neues Stadium eingetreten. Der Bischof von Brandenburg hatte sich durch die letzten Erfolge der böhmischen Waffen unter Hynek von Duba (welcher sich den Brandenburgern so furchtbar gemacht hatte, daß sie ihn den zweiten Dietrich von Bern nannten) veranlaßt gefunden, neue Schaaren brandenburgischen Volks herbeizuziehen, und diese neuen Streitkräfte hatten den Siegerschritt der Patrioten aufgehalten, ja sie hatten eine Stellung eingenommen, welche diesen die Früchte ihrer Siege zu entreißen drohte.

Mit scharfem Blick erkannte Záwiš sogleich die ganze Lage der Dinge, die Vortheile der feindlichen und die Schwäche der eigenen Partei. Hier mußte eine dem Feinde ganz unerwartete Bewegung ausgeführt werden. Man mußte ihm langsam mit geschlossener Macht entgegen gehen und in einiger Entfernung, wo möglich an

der Elbe eine Stellung einnehmen, die ihn im Ungewissen ließ, ob es auf einen Angriff abgesehen sei oder nicht; gleichzeitig mußten zahlreiche reitende Boten den Feind umgehen und das Land in seinem Rücken in Aufstand versetzen. Mehrere von Záwiš' Anverwandten, wie Sezema und Oger von Lomnitz mit seinen Söhnen, übernahmen diese schwierige Sendung, und alle Häupter der Partei billigten den ganzen Plan.

So ward denn auch zu seiner Ausführung geschritten. Bald standen die beiden feindlichen Heere an der Elbe zwischen den Mündungen der Adler und der Cydlina einander gegenüber, und im Rücken der Brandenburger ward das Feuer des Aufstandes geschürt, daß es sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wälzte, immer ertönten die Sturmglocken von zwanzig Thürmen zugleich. Da verließ der Landmann seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, und eilte mit Sense oder Spieß, Schleuder oder Keule zu den bestimmten Sammelplätzen. Feuer auf den Bergen sollten dem Heere der Patrioten das Zeichen zum Angriff geben. Und eines Morgens, als erst noch der blasse Geist der Dämmerung leise über die dunkle Erde dahin schritt, flammten hundert Feuer auf den Bergen in dem Rücken der Brandenburger zum Himmel empor.

In der größten Stille ordneten alle Führer im

Heere der Patrioten ihre Schaaren. Záwiš hatte den Oberbefehl. In der größten Ordnung führte er das Heer den Strom hinab zu einer bekannten Fuhrt, durch welche die Reiterei setzte, während weiter unten eine Brücke dem Fußvolk den Uebergang gestattete. Ehe noch der Tag seinen vollen Glanz entfaltete, fanden sich die Feinde in ihrem Lager angegriffen, und während sie sich schleunigst zur Abwehr des Angriffs von vorn ordneten, stürzten von den Bergen herab die aufgestandenen Volksmassen ihnen in den Rücken. Sie schlugen sich wie Verzweifelte gegen die von gerechter Rache und Begeisterung für ihr Vaterland beseelten Böhmen; aber nachdem sie Tausende von Todten auf der Wahlstatt gelassen, zog sich der Rest ihrer Macht gegen Prag zurück.

Wie Záwiš der Urheber des Schlachtplanes gewesen, so hatte er auch die ganze Ausführung desselben geleitet und sich dabei ebenso umsichtig als tapfer gezeigt. Alle seine Waffengenossen erkannten dies, und als das Heer nach dem Siege ruhte, erscholl in allen Reihen laut der Preis seines Namens.

Záwiš würde nicht gesäumt haben seinen Sieg zu verfolgen, wäre nicht ein Naturereigniß eingetreten, das seinen Siegeslauf hemmte. Schon während der Schlacht hatten sich am Horizont drohende Wolken aufgethürmt, jedoch lange gezögert sich zu entladen. Aber bald nach

der Schlacht begann es von fern zu blitzen und zu donnern. Von Norden herab brauste die Windsbraut und jagte das schwarze Gewölk heran. Dann trat tiefe Windstille ein, eine unheimliche, schwüle angstvolle Stille, die nur durch langsam aufeinander folgende Donnerschläge unterbrochen wurde. Auf einmal aber öffneten sich oberhalb des Lagers die Schleusen des Himmels und ließen die oben gesammelten Wasser in Strömen herabstürzen. Da schwollen die Bäche zu Strömen an, der Elbestrom trat aus seinen Ufern und ward zum tobenden See. Záwiš hatte eine solche Katastrophe vorausgeahnt, deßwegen sein Heer von der Verfolgung der Feinde zurückgezogen und es aus der Thalebene auf die Höhe geführt, wo es gegen die wüthende Fluth gesichert war.

Es war als ob eine neue Sündfluth hereinbrechen sollte, so stürzten den gestürzten Wassern immer neue Wasser nach. Immer höher stieg die Fluth und verschlang immer mehr blühendes Land mit Städten, Dörfern und Weilern. Mit Grausen sahen die ehernen Männer, die in der Feldschlacht mit dem Tode gespielt, die Verheerungen des entfesselten Elementes.

Endlich lichtete sich der Himmel und die Wolkenbrüche verloren sich in sanften Sprühregen. Aber weithin war das Land ein tosender See, aus welchem einzelne Anhöhen und die Dächer von Städten und

Dörfern als Inseln hervorragten, während auf dem breiten Rücken der Strömung Bäume, Brücken und Hütten dahintrieben.

Záwiš berief die Führer seiner Schaaren und forderte sie auf, die Ihrigen zur Hilfe bereit zu halten, wo solche sich nothwendig zeigen werde, dann erstieg er die Spitze eines benachbarten Felsens und überschaute den Schauplatz der Verwüstung. Als er wieder herabstieg, um die verschiedenen Schaaren an verschiedene Punkte, die er sich auserſehen, abzusenden, fiel ihm eine große Bewegung im Lager auf. Näher kommend erfuhr er, daß ein Prophet aufgetreten sei, der am andern Ende des Lagers predige und durch seine Predigt viele Kriegsleute an sich ziehe. Záwiš begab sich dahin und sah auf einem aufrechtstehenden Fasse den alten Volksredner Dalemil, wie er eben zu dem zusammengeströmten Kriegsvolke sprach. Er stellte die Wolkenbrüche als Aeußerungen des göttlichen Zornes dar über die Verderbniß Böhmens und als bloße Vorspiele furchtbarer Strafgerichte, von deren Vollziehung nur schleunige Buße und Bekehrung retten könne. Dann erklärte er die Verderbniß, welche er in dem Abfall des böhmischen Volkes von den Sitten und Satzungen der Väter, von der altböhmischen Brüderlichkeit und Freiheit fand. Er geißelte mit beißender Schärfe ebenso den Uebermuth des Adels wie den Knechts-

sinn des gemeinen Volkes. Er wies auf alle Sünden und Gräuel hin, welche bei Menschengedenken das böhmische Volk befleckt hatten, insbesondere auf die blutigen Gewaltthaten von oben, auf die Empörungen und den Verrath in der Mitte und den Stumpf- oder Leichtsinn von unten. Das alles habe den göttlichen Zorn reizen müssen, wenn auch Gottes Langmuth lange mit der Strafe gezögert habe. Nun aber sei das Maß der Sünde voll, indem böhmische Edle und Gemeine sich mit dem fremden Verderber des Landes verbunden hätten, durch Beraubung und Erniedrigung der eigenen Mutter reich und groß zu werden. Das sei von allen Sünden und Schanden, welche Böhmen erlebt, die größte und himmelschreiendste; denn wer mit den Feinden des Landes gemeine Sache mache, wer seine Hand gegen das Vaterland erhebe, der sei ein Mutermörder und Mutterschänder, und es gebe keinen größern Verbrecher als diese. Hierauf ging er auf die Sache seiner Zuhörer über. Er lobte ihre Thaten und pries insbesondere den eben erfochtenen Sieg. „Aber," fuhr er fort, „aber Ihr seid auch noch nicht rein in Euren Herzen, darum hat der Himmel Euern Siegeslauf gehemmt. Verstehet seine Zeichen, geht in Euch und thut Buße. Es ist noch viel Hoffahrt, Gewinnsucht und gemeines Gelüsten unter Euch, das die Sache befleckt, für die Ihr streitet. Drum sage

ich Euch, thut Buße; legt ab den Geist der Hoffahrt, des Neides und der Habsucht, und legt an den Geist der Demuth und der Liebe, wie er vom Anfang an gewohnt in unserem Volke. Das lasset Euch insbesondere gesagt sein, Ihr Herren vom Adel, vor allen Du Záwiš von Falkenstein, der Du das Heer zu diesem glorreichen Siege geführt! Du hast alle Gaben, der Retter des Vaterlandes zu werden — aber wahre Dein Herz vor Hoffahrt und Falschheit. Záwiš von Falkenstein, erkenne die Zeichen Gottes — schau in Dich und thue Buße, dann wird Dich Gott begnadigen, daß Du das große Werk vollführest!“ —

Damit schloß der Redner. Schnell war er von seinem Fasse herab und in der Menge verschwunden.

Auf Záwiš hatte die Rede einen seltsamen Eindruck gemacht. Aber er hatte jetzt nicht Zeit sich ihm hinzugeben, es galt die Anordnung zur Hilfeleistung für die überschwemmten Ortschaften zu treffen. Dazu schritt er jetzt. Bald eilten die Schaaren, trefflich geordnet, an die ihnen angewiesenen Punkte, wo es Hunderte von Menschen zu retten gab; Záwiš selbst leuchtete Allen als Beispiel aufopfernden Muthes voran. Tausende von Menschenleben wurden durch seine Umsicht und seine eigenen Thaten gerettet.

Die Ueberschwemmung hinderte aber auf längere

Zeit jede kriegerische Unternehmung. Der Feind gewann Zeit sich zu ergänzen und neue Schaaren den Patrioten entgegenzustellen. Aber er ließ sich auf keine Feldschlacht mehr ein, sondern warf sich in die Städte und festen Plätze, von ihnen aus das Land umher brandschatzend und verwüstend. Wohl eroberten die Patrioten manches Bollwerk der Tyrannei, aber es war nun ein langwieriges Werk, ihre zahlreichen Schergen ganz aus dem Lande zu treiben. Dazu kamen neue Wolkenbrüche, welche in verschiedenen Gegenden große Verheerungen anrichteten und die Bewegungen der Patrioten vielfach hemmten. Es war als ob die Elemente mit den Feinden des Landes sich verschworen hätten, dasselbe zur Wüste zu machen.

Mit blutendem Herzen sah der ehrwürdige Oberstkanzler M. Peter, der sich in seine Propstei auf dem Wyšehrad zurückgezogen hatte, die doppelte Heimsuchung seines theueren Böhmenlandes. Und in der höchsten Qual beschwor er den neuen Bischof von Prag, Tobias von Bechin, sich an den Kaiser zu wenden, daß dieser doch um seines Schwiegersohnes, des gefangenen Königs, willen endlich sich in's Mittel schlagen und dem Unheil in Böhmen ein Ende machen möge. Der Bischof ging darauf ein und übersandte dem Kaiser eine rührende Darstellung der böhmischen Zustände.

Langsam, aber immer siegreich hatte Záwiš die

Feinde des Landes aus zwei Drittheilen desselben vertrieben; nur die Hauptstadt und ihre Umgebungen, sowie das meiste Land zwischen der Eger und Wottawa, befanden sich in ihrer Gewalt. Schon war er im Begriff über die Moldau zu gehen, um auch im Westen aufzuräumen, als er von Hynek von Duba, welcher zum Schutze des östlichen Landes in Czaslau zurückgeblieben war, einen Boten erhielt, der ihm die Meldung brachte, daß der Kaiser Rudolf mit einem Heere in Böhmen eingerückt und bis Deutschbrod vorgedrungen sei. Von da habe er einen Abgesandten nach Czaslau geschickt, der ihm, Hynek von Duba, eröffnet, daß der Kaiser in's Land gekommen sei, Frieden zu stiften, er erwarte von beiden Parteien, daß sie ihm dazu die Hand bieten würden. Es solle eine Zusammenkunft von Abgeordneten beider Theile in seinem Lager gehalten und da über den Frieden verhandelt werden. Bei der furchtbaren Erschöpfung des Landes durch die Ueberschwemmungen und den allgemeinen Krieg müsse er, Hynek, selbst wünschen, daß es zu einem Frieden komme, und er rathe Záwiš sich an der vorgeschlagenen Zusammenkunft zu betheiligen.

Záwiš war nicht besonders erbaut von dieser Botschaft. Immer wieder dieses schiedsrichterliche Gebahren des deutschen Kaisers! Böhmen sollte sich durch sich selbst helfen, aus sich selbst eine neue feste Ordnung ge-

bären, und er, Záwiš, fühlte in sich die Kraft, dazu den Weg zu bahnen. Hatte er nur die Feinde vollends aus dem Lande geschlagen, so hoffte er auch, daß das böhmische Volk, gewitzigt durch die schmerzlichen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, ihm zur Wiederherstellung des Vaterlandes im altczechischen Geiste die Hand reichen werde. Freilich war es nur zu wahr, daß die schrecklichen Naturereignisse und der allgemeine Krieg große Noth im Volke hervorgerufen hatten. Große Strecken Landes waren durch die Fluthen versandet, andern fehlten die bebauenden Hände, weil die Bewohner vieler Dörfer sich vor den Feinden geflüchtet, Tausende aber auch den Pflug mit der Kriegswaffe vertauscht hatten, und es stand in Folge dessen eine große Theuerung zu befürchten. Dieser Rücksicht konnte sich Záwiš nicht entschlagen. Er berief daher die Häupter seines Heeres, unter denen sich namentlich die Herren Ctibor von Lipnitz, der Ahnherr der Cimburge, und Jaroslaw von Gabel aus dem Geschlechte der Löwenberge, so wie seine Vettern Oger von Lomnitz und Sezema von Wittingau durch rühmliche Thaten hervorgethan, zu einem Kriegsrath, worin er ihnen die Mittheilung Hynek's von Duba vorlegte und ihrer Erwägung anheim gab, ob man auf den Vorschlag des Kaisers eingehen, oder den Kampf fortsetzen sollte.

Die Berathung führte zu dem Beschluße, daß der Vorschlag des Kaisers anzunehmen sei, und es wurden die Herren Sezema von Wittingau und Jaroslaw von Gabel abgeordnet, um im Verein mit Hynek von Duba sich an der Zusammenkunft im kaiserlichen Lager zu betheiligen.

Die Brandenburger ergriffen die Vermittlerhand noch freudiger wie ihre Gegner. Unter der Leitung des Pfalzgrafen Ludwig kamen die Abgeordneten beider Parteien zusammen und schloßen einen Waffenstillstand, welchem ein allgemeiner Landtag zu Prag folgen sollte, dem die Feststellung des Friedens oblag.

Der Nothwendigkeit gehorchend steckte Záwiš sein Schwert in die Scheide und eilte in die Arme seiner königlichen Frau, die den siegreichen Helden mit Jubel und Lorbeerkränzen empfing und bald darauf mit einem Sohne beschenkte, welcher in der Taufe den Namen Jessek erhielt.

Neuntes Capitel.

Zwei Jahre lang waren die Glocken auf St. Veit's hohem Dome stumm gewesen; am Vorabende des Festes der Erscheinung Christi 1281 ertönten sie zum erstenmal wieder, um den Bewohnern Prags die Herstellung des Friedens zu verkünden.

Die gemeinsame Noth hatte den Trotz der Parteien gebrochen. Der Markgraf von Brandenburg hatte sich anheischig gemacht, daß er sein bewaffnetes Volk sammt dessen Troß aus dem Lande ziehen und dieses in seiner Abwesenheit durch eingeborene Böhmen verwalten lassen, auch den jungen König gegen Leistung einer Berna von fünfzehntausend Mark Silber nach Prag zurückbringen wolle, wo derselbe unter Aufsicht des Bischofs Tobias, der obersten Landesbeamten, eines Ausschusses der Prager Bürgerschaft und zugleich einiger Brandenburger erzogen werden sollte. Der Bischof Tobias und der Oberstkämmerer Diepold von Riesenberg waren zu Machtverwesern des Regenten in dessen Abwesenheit ernannt worden.

Im langen, feierlichen Zuge bewegten sich die Stände aus dem Dominikanerkloster zu St. Clemens,

wo sie getagt hatten, nach dem Dome, um Gott für das Zustandekommen des Friedens zu danken. Ein stattlicher Zug, der Alles, was Böhmen an bedeutenden Männern aufzuweisen hatte, in sich vereinigte.

Obgleich die neuen Landesverweser den Ehrenplatz einnahmen, so war doch nicht ihnen, sondern dem neben Hynek von Duba einherschreitenden Záwiš von Falkenstein die größere Aufmerksamkeit des Volkes zugewendet. Nicht weil er sich durch den Glanz und Reichthum seiner Nationaltracht vor allen seinen Standesgenossen auszeichnete, sondern weil er, der vor nicht langer Zeit beinahe ein Opfer der Volkswuth geworden wäre, jetzt der gepriesene Held des Tages war, und weil er sich durch seinen Kriegsruhm nicht hatte verhindern lassen durch kluge Mäßigung wesentlich zum Gelingen des Friedenswerkes beizutragen. Viele aber sahen in ihm auch halb mit Scheu, halb mit Bewunderung den Mann, der durch Zauberkünste Herz und Hand der Königin-Witwe von Böhmen gewonnen.

Freilich war die Mähr von dieser Vermählung nur noch ein Gerücht, dessen Wahrheit Niemand beschwören konnte; aber es gab nicht Viele, die sie bezweifelten, obgleich vor den Augen der Welt die zur Wahrung ihrer Rechte und um des Schicksals ihres noch immer gefangen gehaltenen Sohnes willen mit herbeigeeilte Königin

sich gegen ihren „Hofmeister“ in den Grenzen ihrer Würde hielt. Denn ihre Angelegenheiten waren noch nicht so weit gediehen, daß sie ihn schon jetzt als ihren Gemahl öffentlich bekennen durfte.

Zu denen, welche die Mähr entschieden bezweifelten, gehörte ein Priester, welcher sich unter der Menge befand, durch welche sich der Zug der Stände bewegte.

Ein ehrlicher Bürger machte laut die Bemerkung: „Es ist doch kein stattlicherer Mann unter allen den Herren, wie der Herr Záwiš von Falkenstein; man kann es der Königin nicht verdenken, daß sie sich den zum Gemahl erwählt.“

„Erwählt?“ fiel ein Anderer ein; „wie kann da von Erwählen die Rede sein? Was vermöchte die Königin über einen Zauberer, dem selbst der Teufel unterthan ist? Habe ich doch mit eigenen Augen gesehen, wie er ihn holte; und nun seht, da ist der Mann wieder, gepriesen und geehrt als der erste Held in Böhmen. Möge er die Königin glücklich machen!“

„Ihr Leute wisset nicht, was ihr redet,“ sagte jetzt jener Priester, in welchem wir denjenigen wieder erkennen, welcher einst Libuša mit Záwiš heimlich getraut; „ich versichere euch, es ist ein Ding der Unmöglichkeit, daß die Königin den Herrn Záwiš von Falkenstein ehelichen kann.“

„Oho!“ rief ein Mann, der das Wappen der Rose auf seinem Kleide trug; „so gewiß der Botitzbach in die Moldau fließt, so gewiß ist die Königin in der Schloßkapelle zu Grätz bei Troppau mit Herrn Záwiš getraut worden. Mein Herr, Sezema von Wittingau, hat der Trauung als Zeuge beigewohnt.“

„Ihr müßt Euch irren, Freund,“ entgegnete der Priester; „Herr Záwiš konnte die Königin ja gar nicht heirathen, weil —“ Er besann sich, daß er nicht mehr sagen durfte.

„Warum nicht?“ fiel der erste Bürger ein; „die große Fürstin Libuša nahm sich ja einen Mann vom Pfluge weg, warum sollte die Königin Kunigunde nicht den ersten Lechen des Landes heirathen dürfen?“

„Das sage ich auch,“ meinte der Diener Sezema's; „ein Witkowetz ist doch ein ganz anderer Herr, als jener Přemysl war.“

„Der geistliche Herr meint vielleicht, weil Herr Záwiš von Falkenstein schon eine Andere zur Frau hat, kann er nicht auch die Königin noch heirathen,“ sagte jetzt ein neuer Theilnehmer an dem Gespräch.

„Woher wisset Ihr, daß Herr Záwiš mit einer Andern vermählt sei?“ fragte der Priester den Sprecher.

„Ich bin der Waibel der freien Reichsstadt Brünn und habe als solcher einen Brief gelesen, welchen der

Herr Záwiš von Falkenstein an sein Weib Libuša auf dem Schlosse Malyhrad bei Brünn geschrieben. Der Bote war auf Anstiften des Herrn Sezema von Wittingau von dem Domherrn Dietrich gefangen gehalten worden und führte deßwegen Klage bei unserem hochmögenden Rathe."

„Streitet euch weiter nicht, ihr Herren," fiel hier eine neue Stimme ein; „ihr habt alle recht: Herr Záwiš von Falkenstein ist der Mann zweier Frauen."

„Ihr seid wohl nicht bei Sinnen!" rief der erste Bürger, indeß der Priester den Urheber jener Stimme anstarrte; „wie kann denn ein Mann zwei Frauen haben, das ist ja gegen das kanonische Recht."

„Darum wird es ihm auch nicht wohl bekommen," versetzte Jener. „Der hochmögende Rath hat die Beschwerde jenes Boten und den Brief, von welchem der Freund hier sprach, dem Bischof von Olmütz übergeben; der wird das Aergerniß, welches Herr Záwiš durch seine Zwieweiberei der Christenheit gegeben, nicht ungeahndet lassen —"

Hier ward der Sprecher durch ein plötzliches Jubelgeschrei der Menge unterbrochen, welches durch eine Donnerstimme veranlaßt wurde, die „dem Rächer und Retter des böhmischen Volkes, dem großen Wladyka von Krumau, Herrn Záwiš von Falkenstein", ein Lebe-

hoch ausbrachte. Tausende stimmten in den Ruf ein, und es dauerte lange, ehe der Jubel verhallte. Währenddem waren die Theilnehmer der oben geschilderten Unterhaltung auseinander gedrängt worden, so daß dieselbe nicht weiter fortgesetzt werden konnte.

Der Diener Sezema's hatte nach Beendigung der Feierlichkeit im Dome nichts Eiligeres zu thun, als seinen Herrn aufzusuchen und ihm zu melden, was er hinsichtlich des dem Bischof Bruno übergebenen verrätherischen Briefes vernommen hatte. Sezema war davon nicht wenig betroffen. Wenn er auch bei dem verdorbenen Rechtszustande seiner Zeit wenig für seine Person zu fürchten hatte, so konnte doch der dem Bischof von Olmütz, diesem Widersacher seines Vetters und der Königin, in die Hand gelieferte Beweis von der Heirath des Letzteren mit Dalemil's Tochter sehr verderblich für Záwis selbst werden. Er eilte zu diesem, um mit ihm über die Mittel zu berathen, wie man der drohenden Gefahr begegnen könne.

Er fand ihn in der Gesellschaft Hroznata's von Husitz. Dieser hatte wohl erfahren, daß sein Schwager sein treues Weib verlassen und das gefährliche Spiel getrieben habe, ohne von Libuša förmlich geschieden zu sein, sich mit der Königin zu vermählen. Er hatte ihm nicht verhehlt, wie sehr er das an Libuša begangene Unrecht

mißbillige, und Záwiš hatte dies nicht in Abrede gestellt, aber jener hatte zugestehen müssen, daß das Unrecht, nachdem die Königin bereits Mutter geworden, nicht ungeschehen zu machen war. Sie hatten nun mit einander darüber gesprochen, wie die Verbindung mit Libuša am zartesten förmlich gelöst werden möge.

Als Sezema den Beiden mitgetheilt, was ihn hergeführt, erwiderte Záwiš: „Das danke ich Deiner hinterlistigen Handlungsweise. Du Thor bildest Dir vielleicht ein, daß Du dadurch der Schöpfer meines Glückes geworden — ich müßte ein Glück verfluchen, das ich solchen Ränken verdankte. Nein, ich folgte nur meinem eigenen Stern, dem Gott in meiner Brust, der mich mächtiger zu der Königin zog, als zu der edlen Tochter Dalemil's. Ich habe mich schwer an dieser Heiligen versündigt, und ich gäbe gern mein Leben darum, hätte ich mich ihr nie mit Liebe genaht! Geh' und mische Dich fortan nicht mehr in meine innersten Angelegenheiten — ich werde mit meinem Schwager Hroznata berathen, auf welche Weise ich mein Unrecht gegen Libuša auf das kleinste Maß zurückführe und zugleich das Glück meiner Königin vor dem Streiche bewahre, der ihm durch Deine schnöde Hinterlist droht. Geh' und halte Deinen Pfad fern von dem meinigen!“

„Wie Ihr befehlt, Wladyka,“ erwiderte Sezema

mit einem Anflug von Sarkasmus. „Ihr kennt meinen Wahlspruch: Alles für die glorreiche Rose! Der soll mir auch ferner meinen Pfad zeigen. Gehabt Euch wohl!" Damit entfernte er sich.

„Willst Du mir einen Liebesdienst erweisen," sagte Záwiš nach einer Weile zu Hroznata, „so geh' Du für mich nach Malyhrad — Du bist mild und weise — theile Libuša in schonendster Weise mit, was ich gethan — daß die Königin mein Weib und Mutter eines Kindes von mir sei, und lege es in ihre Hand, mich und mit mir die Königin zu verderben oder zu retten. Es drängt mich, im Geiste der Würdigen zu Füßen zu stürzen, von der ich im Voraus weiß, daß sie nur Großmuth üben kann. Ich hätte mir die Scheidung von ihr längst erkauft aus der Hand der Curie, hätte ich diesen härtesten Schlag nicht bis auf den Augenblick der äußersten Noth ersparen wollen. Es bleibt mir nun nichts Anderes übrig, als sofort die nöthigen Schritte dazu zu thun, damit ich geschieden bin, wenn man mit einer Anklage gegen mich hervortreten sollte. Vielleicht ist es auch gut, wenn Libuša sich vor der Hand an einen Ort zurückzieht, wo sie Niemand sucht. Ich gebe Dir eine Verschreibung auf ein Gut mit, daß ich in Oesterreich im zauberhaften Thale der Thaya für sie gekauft habe, dorthin mag sie übersiedeln. Eine zweite Verschreibung, die Du mitnehmen sollst,

betrifft einen zu dem Gute gehörigen Meierhof, welchen der ehrliche Jodok als freies erbliches Eigenthum erhalten soll. Eine Summe Geldes werde ich Dir für den Meister Scarlatti übergeben. Nicht wahr, Du unterziehst Dich dieser Sendung?"

„Wer soll sie sonst übernehmen?" erwiderte Hroznata; „ich will Bertha um Verlängerung des Urlaubes zu dieser — ich kann Dir's nicht bergen — traurigen Reise bitten."

Schon den folgenden Tag machte sich Hroznata mit kleinem Gefolge gen Malyhrad auf den Weg. Záwiš sagte zu ihm beim Abschied: „Indem Du jetzt über diese Schwelle schreitest, nehme ich für immer Abschied von dem schönsten und reinsten Traume meines Lebens. Mit Libuša wollte ich Gedichte leben — ich werde fortan nicht einmal mehr Gedichte machen — das Reich der Dichtung liegt hinter mir; ich stürze mich in das Leben dieser sturm- und drangvollen, ehernen Zeit als der Gemahl einer Königin, als das Haupt eines stolzen Geschlechtes, als berufener Arbeiter an der Wiederherstellung eines echtböhmischen Reiches."

Als Hroznata seiner Herberge zuschritt, stieß er auf Dalemil.

„Gut, daß ich Euch treffe, Herr," redete ihn dieser an; „ich suche Euch. Ich muß Euch eine Zeitung mit-

theilen, die sehr wichtig für Euern Schwager Záwiš ist. Soeben war ein Gerichtsbote aus Olmütz bei mir und übergab mir eine Zufertigung des mährischen Oberlandesgerichts; diese enthielt die Eröffnung, daß Herr Záwiš von Falkenstein auf Malyhrad vor demselben der Bigamie angeklagt und daß der zwanzigste dieses Monats zur gerichtlichen Verhandlung über ihn anberaumt sei. Ich solle als Vater der ersten, allein rechtmäßigen Ehefrau des Angeklagten mich am genannten Tage zur mehreren Erhärtung der Schuld desselben einfinden. Unterzeichnet war die Zufertigung nicht bloß von dem Oberstlandrichter, sondern auch von dem Bischof von Olmütz als Machtverweser in Mähren."

„Nun, wollt Ihr dieser Sendung folgen?" fragte Hroznata betroffen.

„Das fällt mir nicht ein," erwiderte Dalemil; „was habe ich mit der Sache zu schaffen? Meine Tochter hat mich vorher wegen ihrer Heirath nicht gefragt, sie mag nun ihre Sache allein führen. Ich sagte dem Boten, daß ich nichts von einem Gemahl meiner Tochter wisse, also auch kein Zeugniß wider ihn ablegen könne. Und auf Verlangen gab ich ihm das schriftlich."

„Glaubt Ihr denn, daß die Klage von Eurer Tochter ausgeht?" fragte Hroznata.

„Ich verstehe mich nicht mehr auf diesen Weiber-

kopf," antwortete Dalemil; „zu verargen wäre es ihr nicht, wenn sie geklagt hätte, denn das steht wohl fest, daß Herr Záwiš schlecht an ihr gehandelt. Indeß wünschte ich doch, die Klage wäre unterblieben, oder ginge zurück. Wie unrecht Herr Záwiš nicht allein gegen meine Tochter, sondern auch gegen die Königin und die christliche Sittenlehre gehandelt hat, er ist doch der Mann der Nothwendigkeit für unser Vaterland. Kein guter Böhme kann sein Verderben wünschen, und die Klage kann leicht zu seinem Verderben führen, da der Olmützer Bischof dabei im Spiele ist, vielleicht dazu aufgehetzt hat. Dieser hochwürdige Herr hat kein Herz für unser Böhmenland, sonst hätte er unsern großen König nicht so schmählich im Stiche gelassen. Er wird Alles aufbieten, Herrn Záwiš und die Königin zu verderben. Ich gäbe etwas darum, könnte ich das hintertreiben."

„Ihr seid ein seltsamer Mann!" sagte Hroznata; „hört, was ich vorhabe." Und er berichtete ihm, welchen Auftrag er von Záwiš übernommen.

„Ihr geht nach Malyhrad?" rief Dalemil; „wisset Ihr was? Ich will meiner Tochter zu Herzen reden, daß sie ihre Klage zurücknimmt — oder sonst etwas thut, um sie wirkungslos zu machen. Nehmt mich mit. Ich will sie wieder als mein Kind aufnehmen, wenn sie mir folgt, und ihr Kind dazu. Nehmt mich mit!"

„Von Herzen gern, Ihr wackerer Ehrenmann!“ versetzte Hroznata erfreut und schüttelte ihm die Hand.

„Es gilt!“ sagte Dalemil; „ich gehe meine sieben Sachen zu packen und bin in einer Stunde bei Euch.“

Eine gute Stunde später saßen die Beiden mit ihrem Geleite zu Roß und traten ihre Reise an.

Um dieselbe Zeit übergab der Gerichtsbote von Olmütz dem Haupte der Witkowetze ein Schreiben des Inhaltes:

„Wir Bruno von Gottes Gnaden Bischof von Olmütz und Machtverweser des Markgrafthums Mähren lassen Euch, Záwiš von Falkenstein auf Malyhrad, hierdurch laden, auf den zwanzigsten Jänner 1281 vor den Schranken Unseres höchsten Gerichtes, vor welchem Ihr der Sünde der Bigamie und des Gebrauches gottloser Zauberkünste zur Verführung der Königin-Witwe von Böhmen angeklagt seid, unweigerlich zu erscheinen, widrigenfalls Ihr Euch der Wohlthat der Vertheidigung und des Einspruches verlustig machet. Gegeben zu Olmütz im Jahre des Heils Eintausend Zweihundert und Achtzig, am Tage Stephans des Märtyrers. Bruno. Gegengezeichnet: Kum von Kunstatt, Oberstlandrichter.“

Wohl zog eine düstere Wolke über des Lesers Antlitz; dann aber nahm er eine ruhige Miene an, ergriff eine Feder und schrieb unter die Vorladung: „Da ich

nicht mehr Herr von Malyhrad und sonst nirgends saßhaft in Mähren bin, so hat kein mährischer Gerichtshof das Recht, über mich zu richten. Damit erledigt sich vorstehende Ladung. Záwiš von Falkenstein auf Krumau."

Mit dieser Antwort gab er das Schreiben dem Boten zurück und entließ ihn mit einem ansehnlichen Geschenk.

Ohne Säumen eilte der Bote nach Olmütz zurück. Da Dalemil nur Schritt reiten konnte, so überholte er diesen mit seinem Gefährten sehr bald und erreichte Olmütz an demselben Tage, an welchem Hroznata in Iglau ankam und sich zum Weilen genöthigt sah, weil Dalemil erkrankt war.

Die Klage wider Záwiš war das Werk des Bischofs Bruno. Der Magistrat von Brünn hatte ihm die Beschwerde des Bauern von Dürrenkrut wider den Domherrn Dietrich übergeben; dadurch war er in Besitz des Schreibens von Záwiš an seine Gattin Libuša gekommen, und dies war ihm eine willkommene Handhabe, am Sturze des seinem Grimme entgangenen Mannes zu arbeiten. Da er die Klage nicht wohl selbst anstellen konnte, so sah er sich nach einem Werkzeug um und fand dieses leicht in seinem Mündel Nikolaus von Troppau. Dieser hatte noch immer seine unglückliche Liebe zu Libuša nicht verschmerzt, und noch immer sah und haßte er in Záwiš

den Räuber seines Liebesglückes. Mit Begierde ergriff daher auch er die Gelegenheit zur Rache. Er eilte nach Troppau und erpreßte durch Drohungen und Verheißungen von dem muthmaßlichen Vollzieher der heimlichen Trauung der Königin, dem Schloßkaplan von Grätz, das Geständniß dieser Handlung. Daraufhin stellte er die Klage wider Záwiš an.

Gleichzeitig mit den Vorladungen an Dalemil und den Angeklagten war eine solche an Libuša ergangen. Der betreffende Bote war mit der Meldung zurückgekommen, die Burgfrau von Malyhrad habe zwar die Ehre abgelehnt, die Gemahlin des Herrn Záwiš von Falkenstein zu sein, aber doch der Ladung Folge zu leisten versprochen. Jene Ablehnung paßte zwar nicht ganz in die Berechnung der Kläger, aber sie hatten gemeint, wenn die Fran ja vor Gericht läugnen sollte, daß sie mit Záwiš von Falkenstein vermählt sei, so werde das Vorzeigen des oftgedachten Briefes genügen, sie zum Geständniß zu bringen. Wahrscheinlich aber war es nach der Meinung der beiden Herren, daß sie ihren Stand dem Boten gegenüber bloß aus Gewohnheit verläugnet hatte. Vor Gericht werde sie wohl die verrathene und gekränkte Frau herauskehren, zumal wenn sie sähe, daß man ihr zu ihrem Rechte zu helfen gesonnen sei.

Bald nach der Rückkehr des Malyhrader Boten war

der Bischof erkrankt und der von Prag zurückkehrende Bote fand ihn auf dem Siechbette in der Gesellschaft des Herzogs von Troppau. Er überreichte diesem die beiden Schreiben, welcher sie dem Bischof vorlas.

„Ich habe mir gedacht," sagte der Kranke, als der Herzog die Antwort Záwiš vorgelesen hatte, „daß er eine Ausflucht haben werde; es hat nichts zu bedeuten, er entgeht deßhalb seinem Schicksale doch nicht. Was schreibt denn der Archivarius?"

Der Herzog las Dalemil's Antwort. „Das ist ja ein einfältiger Tropf," bemerkte er dazu; „hat er sich etwa von dem Witkowetz bestechen lassen?"

„Beruhigt Euch," sagte der Bischof; „es geht auch ohne diesen fort; haben wir doch ein starkes Beweisstück in den Händen und das betrogene Weib wird es an herzzereißender Bekräftigung nicht fehlen lassen. In solchen Dingen verstehen die Weiber keinen Spaß, da werden selbst die sanftmüthigsten zu Furien."

„Den Priester, welcher den Záwiš mit der Tochter Dalemil's getraut, hast Du wohl nicht ausfindig gemacht?" fragte Nikolaus hierauf den Boten.

„Nicht eine Spur habe ich von ihm entdecken können, obgleich ich meinen Vetter, den Stadtwaibel von Brünn, den ich in Prag traf und der in solchen Dingen viel Erfahrung hat, mit zu Hilfe nahm."

„Haben wir doch das Zeugniß des Priesters, der die Ehe mit der Königin eingesegnet,“ sagte der Bischof; „das des andern Priesters können wir zur Noth entbehren.“ —

Hroznata mußte mit seinem Geleite drei Tage in Iglau bleiben, ehe Dalemil wieder so weit hergestellt war, daß er die Reise nach Malyhrad fortsetzen konnte. Als sie hier ankamen, erfuhren sie, daß die Schloßfrau bereits den Tag vorher nach Olmütz abgereist sei. Der Diener, der ihnen diese Auskunft ertheilte, fügte hinzu, daß ein zweiter Bote aus Olmütz gekommen sei, der sie schon auf den achtzehnten beschieden habe; so habe sie sich gestern auf den Weg machen müssen. Der Burggraf Jodok und Meister Scarlatti hätten sie begleitet

So erschöpft Dalemil von der weiten Reise war, so drängte er doch zur ungesäumten Weiterreise nach Olmütz, um wo möglich noch vor der Gerichtsverhandlung mit Libuša zusammenzukommen. Sie erreichten aber Olmütz erst am Vormittag des achtzehnten Januars. In der Herberge, wo sie einkehrten, erfuhren sie, daß die Gerichtsverhandlung bereits begonnen habe, daher gingen sie sogleich nach dem Gerichtshofe. Da die Verhandlung öffentlich war, so fanden sie leicht Zutritt zu ihr, doch ward es ihnen nicht so leicht sich durch die dichtgedrängten Menge von Zuschauern den Weg zu

einem Platze zu bahnen, wo sie die Gerichtsszene sehen konnten. Plötzlich sah der über die Menge emporragende Jodok die ihm bekannten Gestalten Hroznata's und Dalemil's, obgleich dieser sich vor etwaiger Entdeckung durch den Gerichtsboten durch ein Pilgergewand unkenntlich zu machen gesucht hatte. Jodok machte ihnen mit seinen gewaltigen Armen eine Gasse und lud sie ein, näher zu treten.

Der die Stelle des öffentlichen Anklägers vertretende Gerichtsbeamte verlas eben die Anklage. Zum erstenmal seit Jahren sah Dalemil jetzt seine Tochter wieder als Zeugin, wenn nicht als Anklägerin in den Schranken eines Gerichtshofes. Sein Herz klopfte fast hörbar, als er sie da unten sitzen sah, so schön wie einst, aber voll einer Würde und Hoheit in ihrer ganzen Erscheinung, die ihn überraschte. Sie war bleich aber nicht krankhaft, ihr Auge war klar und ruhig. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Anklage gegen ihren Gatten zu.

Für Dalemil und Hroznata war es zu spät, jetzt noch auf ihre Entschließung einzuwirken. Wehe ihrem ungetreuen Gatten, wehe der Königin, wenn Libuša die Klage bestätigte! Und konnte sie anders? Konnte sie vor Gericht, auf ihr Gewissen, auf ihren Eid befragt, läugnen, daß sie mit Záwiš von Falkenstein durch Priesters Hand ehelich verbunden? Und wenn nun von andern

Seiten ebenso bestätigt ward, daß derselbe Záwiš in gleicher Weise mit der Königin-Witwe von Böhmen sich trauen lassen, war dann nicht das Verbrechen der Zwieweiberei erwiesen?

Der Ankläger schwieg und der Oberstlandrichter eröffnete nun die Beweisaufnahme durch Zeugen, nachdem er dem Gerichtshof mitgetheilt, daß und unter welcher Ausflucht der Angeklagte von der Verhandlung fortgeblieben. „Erster Zeuge," sagte er hierauf, „Anton Lazak, Weltpriester und Schloßkaplan zu Grätz, tretet vor und beantwortet, was ich Euch frage, nach Eurem besten Wissen und Gewissen."

Hierauf legte er dem Kaplan mehrere Fragen bezüglich der nach der Anklage von ihm vollzogenen Trauung Herrn Záwiš' von Falkenstein auf Malyhrad mit der Königin-Witwe Kunigunde von Böhmen vor, Fragen, die von dem Zeugen durchgängig bejaht wurden, so daß diese Thatsache als vollkommen festgestellt gelten konnte.

Welche Gefühle mochten das Herz Libuša's bewegen, als sie so alle Einzelnheiten eines Vorganges anhören mußte, durch welchen sie für ihren Gatten zu einem wesenlosen Schatten, zu einem Ding, das gar nicht mehr in der Welt war, gemacht wurde; durch den eine Andere an den Platz gestellt wurde, der ihr ebenso feierlich zu-

gesprochen worden war. Vieler Augen ruhten auf ihr, am unverwandtesten die ihres Vaters und Hroznata's. Sie sahen, wie dann und wann ihr Gesicht von einem Zucken bewegt wurde, wie sie aber jedes Schmerzenszeichen heldenhaft niederkämpfte.

Jetzt trat der Kaplan ab, und der zweite Zeuge, Frau Libuša, Tochter des Landesarchivarius Dalemil zu Prag, eheliches Gemahl des Herrn Záwiš von Falkenstein, ward aufgerufen.

Libuša erhob sich; ein leises Roth flog über ihr Gesicht und verschwand wieder. Aller Augen hefteten sich an die madonnenschöne Erscheinung. Die Spannung Dalemil's und seines Begleiters erreichte den höchsten Grad.

Der Oberstlandrichter eröffnete das Verhör mit ihr:

„Seid Ihr Frau Libuša, die Tochter des Landes-Archivarius Dalemil von Prag?"

„Ich bin Libuša, einzige Tochter Dalemil's, des Hof- und Landes-Archivarius von Böhmen, wohnhaft zu Prag," lautete die Antwort.

„Ihr seid die Gattin des Herrn Záwiš von Falkenstein auf Malyhrad?"

„Ihr habt soeben gehört, daß besagter Herr Záwiš" — hier zitterte ihre Stimme — „mit der Königin-

Witwe Kunigunde von Böhmen ehelich verbunden worden."

„Aber vorher waret Ihr mit ihm ehelich verbunden?"

„Ich bin nur eine arme bürgerliche Magd, wie hätte ich meine Augen zu einem so vornehmen Herrn erheben können?"

Die Richter sahen einander befremdet an.

„Gebt ordentlich Antwort!" rief der Oberstlandrichter. „Ihr seid vor der Königin mit Herrn Záwiš von Falkenstein ehelich verbunden worden?"

Libuša zögerte ein Weilchen, dann antwortete sie mit fester Stimme: „Nein!"

Neues Staunen unter den Richtern, Murmeln unter den Zuhörern, in Dalemil's Herzen eine Erleichterung.

„Was soll dies Läugnen, edle Frau?" sagte der Oberstlandrichter; „Ihr wähnt vielleicht, das Gericht sei gegen Euch gerichtet? Das ist nicht der Fall. Es handelt sich um die Bestrafung des Verbrechens der Zwieweiberei an Euerm treulosen Gatten. Euch soll dadurch zugleich Euer gutes Recht gewahrt werden, also redet frei heraus: Seid Ihr mit Herrn Záwiš von Falkenstein durch Priesters Hand ehelich verbunden worden?"

Mit einem Augenaufschlag nach oben wiederholte Libuša ihr „Nein“.

„Ihr läugnet unbegreiflicherweise, was Euer Gatte schriftlich bekennt,“ sagte der Oberstlandrichter. „Tretet näher und seht diese Zeilen, sie sind von Dürrenkrut aus an Euch geschrieben, darin nennt Euch Herr Záwiš ausdrücklich: mein theures Weib! Wie könnt Ihr nun läugnen, mit Herrn Záwiš ehelich verbunden zu sein?“

Libuša schwieg; es ward ihr schwer die Thränen zurückzuhalten, die ihr beim Lesen der wenigen zärtlichen Zeilen des genesenden, nach ihr sehnlich verlangenden Gatten entströmen wollten. Welch ein Unterschied zwischen damals und ihrer heutigen Lage!

„Nun, bekennet Ihr, daß Ihr mit Herrn Záwiš von Falkenstein ehelich verbunden seid?“ fragte der Oberstlandrichter weiter.

„Nein!“ war die Antwort.

„Hier steht: Küsse unser Kind von mir, Du lieblichste der Mütter,“ hielt der Oberstlandrichter der gequälten Frau weiter vor.

Libuša ward roth und zitterte, aber sie schwieg.

„Ihr seid Mutter?“ fragte der Inquirent.

„Ja!“ antwortete Libuša.

„Und Herr Záwiš von Falkenstein ist der Vater Eures Kindes?“

Kaum hörbar war das Ja, das jetzt Libuša's bebender Lippe entfloh.

„Mithin ist doch Herr Záwiš von Falkenstein Euer Gatte?“ fragte der Richter weiter; „oder wäre das Kind ein Bastard?“

Libuša verhüllte ihr Angesicht.

„Redet!“ herrschte ihr der Richter zu. „Nach Euerer eigenen Aussage sind nur zwei Fälle möglich: entweder seid Ihr das ehrliche, eheliche Weib Herrn Záwiš' von Falkenstein, oder Ihr seid seine Buhlerin, die mit ihm das Kind in Sünden erzeugt; was von Beiden seid Ihr, die Gattin oder die Buhlerin?“

Libuša schwieg.

„Wenn Ihr nicht bekennt,“ erklärte der Oberstlandrichter, „so bleibt Ihr so lange in Haft, bis Ihr gestehet.“

Libuša verharrte bei ihrem Schweigen.

Der Oberstlandrichter befahl dem Gerichtsfrohn die Zeugin in Haft zu nehmen. Der Frohn trat auf sie zu.

„Halt!“ rief da eine Stimme aus der Zuschauermenge; „laßt mich Zeugniß ablegen für das Weibsbild!“ Ein Greis drängte sich durch die Menge hinab und trat in die Schranken.

„Gott im Himmel! Mein Vater!“ schrie Libuša

auf und brach beinahe zusammen vor Freude und Angst. Dalemil fing seine Tochter in seinen Armen auf und schloß sie weinend an seine Brust.

„Was ist das? Wer seid Ihr?“ rief der Oberstlandrichter.

„Ich bin der Vater dieses Frauenzimmers,“ antwortete Dalemil Libuša umschlungen haltend; „Ihr habt mich vorgeladen — ich wollte erst nicht kommen, wie Ihr gelesen haben werdet; später besann ich mich eines Andern, und ich komme gerade noch zur rechten Zeit, um das Zeugniß meiner Tochter zu bekräftigen. Quälet sie nicht länger mit unnützen Fragen! Ich versichere Euch, daß sie nicht das Weib Záwiš' von Falkenstein ist; ich schwöre zu Gott, daß ich niemals weder von ihr noch von ihm um eine Einwilligung zur Heirath angegangen worden und daß ich dieselbe auch niemals ertheilt haben würde.“

„So macht Ihr Eure Tochter zur Buhlerin?“ sagte der Oberstlandrichter.

„Wer unter Euch, Ihr gestrengen Herrn, ist so rein, daß er einen Stein auf mein armes Mägdlein werfen dürfte, das sich von einem vornehmen Herrn hat berücken lassen?“ versetzte Dalemil. „Laßt meine Tochter jetzt in Ruhe, ich nehme sie als reuiges Kind wieder auf und Niemand soll ihr ihre Vergangenheit vorhalten.— Komm, meine Tochter!“

„Ihr seid wahrscheinlich von dem Herrn Záwiš bestochen, wo nicht bezaubert," sagte der Richter; „Euer Zeugniß kann nicht angenommen werden. Eure Tochter bleibt in Haft, bis die Wahrheit klar zu Tage gekommen ist. Thut Eure Schuldigkeit, Frohn!"

Der Frohn wollte Hand an Libuša legen.

In diesem Augenblicke sprang Jodok mit Scarlatti herbei, warf den Frohn auf die Seite, ergriff die Bedrohte und führte sie, Alles, was sich ihm hindernd in den Weg stellte, mit einer Hand zu Boden schleudernd, aus dem Saal, die Treppe hinab in's Freie. Hroznata deckte mit Dalemil und den bereit gehaltenen Knechten den Rückzug. Ehe die Richter recht zur Besinnung und zu Maßregeln der Verfolgung kamen, hatte Jodok mit Libuša sammt dem ganzen übrigen Geleite das Weite gewonnen. Dalemil ritt überglücklich an der Seite seiner wiedergefundenen Tochter.

Zehntes Capitel.

Der unerwartete Ausgang des Gerichtes wider Záwiš wirkte so nachtheilig auf das Gemüth des kranken Bischofs, daß dessen Krankheit einen höchst gefährlichen Charakter annahm, der ihn an der weitern Verfolgung seines Opfers verhinderte. Der Herzog Nikolaus aber war Zeuge der Gerichtsverhandlung gewesen, und auf ihn hatten Libuša's Erscheinung sowie ihre Aussagen einen Eindruck gemacht, nach welchem er zweifelte, ob die erhobene Anklage wirklich begründet gewesen. Bald auch nahm das sichtbar herannahende Ende des Bischofs seine ganze Theilnahme für diesen in Anspruch.

Záwiš erfuhr durch den zurückkehrenden Hroznata den Ausgang der Gerichtsverhandlung zu Olmütz. Die Schilderung von Libuša's Benehmen dabei erschütterte ihn auf's tiefste. Wenn nie vorher, so empfand er es jetzt, daß er sich um das höchste Gut seines Lebens, um seinen guten Engel gebracht. Es war ihm ein geringer Trost, daß Libuša sich durch Zureden ihres Vaters und Hroznata's hatte bewegen lassen, ihrem Sohne zu lieb die Schenkung des Gutes an der Thaya anzunehmen, und daß sie sich entschlossen, dahin mit ihrem Vater, Scarlatti und Jodok zu übersiedeln.

So schwer lag seine Verschuldung auf seiner Seele, daß selbst die Liebkosungen seiner Königin ihn nicht erheitern konnten, so sehr er sich auch mühete, sie, die nichts verschuldet, nicht empfinden zu lassen, was er an einer Andern verbrochen. Mit verdoppeltem Eifer warf er sich jetzt in den Strom des öffentlichen Lebens, arbeitete er an der Befestigung des Friedens, an der Wiederherstellung seines Vaterlandes. Noch gab es da so viel zu schlichten, zu ordnen, zu schaffen, und von allen Seiten stellten sich Hindernisse in den Weg, lauerten noch Feinde des Friedens, der Ordnung und der Gerechtigkeit.

Vor Allem that dem Lande noth, daß das Mein und Dein, namentlich zwischen der Krone und dem Adel festgestellt wurde, denn die Hauptquelle des Unglücks im Vaterlande war die Verwirrung, die auf diesem Gebiete herrschte. Er bot daher all seinen Einfluß auf, um in dieser Hinsicht einen festen Rechtszustand zu begründen. Er untersuchte daher alle Besitztitel des Adels und entwarf ein Verzeichniß aller derjenigen Güter, über welche dieser Titel ein zweifelhafter oder entschieden nichtiger war. Dann arbeitete er eine Denkschrift aus, worin er nachwies, daß diese Güter der Krone gehörten, und der Friede im Lande nur dann Bestand haben, eine gedeiliche Entwickelung seiner Wohlfahrt nur dann Platz greifen könne, wenn der Krone ihr Eigenthum zurückerstattet,

der übrige Besitz des Adels aber von derselben auf's neue ausdrücklich anerkannt und dessen Heiligkeit verbürgt würde. Die Denkschrift unterbreitete er zunächst einer Versammlung seines Geschlechtes und brachte sie da zur allgemeinen Anerkennung. Dann gewann er die Berken von Duba, die Riesenburge, selbst Albrecht von Seeburg und andere Barone dafür, die um solcher Güter willen einst gegen Otakar II. aufgestanden waren. Als er sich so der Mehrheit für seine Ansicht versichert, beantragte er bei den Landesverwesern einen neuen Landtag.

Die Landesverweser gingen auf den Antrag ein. Den zwanzigsten Mai desselben Jahres versammelten sich die Stände wiederum in dem Dominikanerkloster zu St. Clemens. Da wurde nach einer begeisternden Rede Záwiš' mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, daß alle Güter, welche unter Otakar II. der Krone gehört und die im letzten Bürgerkriege von dem Adel in Besitz genommen worden, dem jungen König sofort zurückgegeben werden sollten. Ebenso sollten aber auch alle den Kirchen und Privatpersonen seit Otakar's Tode entrissenen Besitzungen an ihre rechtmäßigen Besitzer zurückgestellt werden. Weiter wurde die Angelegenheit der Königin-Witwe in Berathung gezogen und dahin geordnet, daß sie zwar an dem Herzogthum Troppau, welches dem Herzog Nikolaus zugesprochen ward, keinen Theil haben,

dafür aber durch eine von den Ständen zu übertragende Jahresrente von zwölfhundert Mark entschädigt werden sollte. Schließlich ward die noch immer nicht erfolgte Zurückführung des jungen Königs nachdrücklich gefordert.

Záwiš führte hierauf die Königin nach Iglau, wo sie sich bis auf Weiteres niederzulassen wünschte. Noch immer war ihre Vermählung nicht öffentlich bekannt gemacht, weil Záwiš noch auf den Dispens von Rom wartete. Von der Seite des Bischofs Bruno drohte ihm keine Gefahr mehr, denn dieser war wenig Wochen nach der verunglückten Gerichtsverhandlung gestorben und an seiner Stelle hatte Dietrich von Neuhaus den bischöflichen Stuhl von Olmütz bestiegen.

Ehe aber Kunigunde an das ersehnte Ziel ihrer Wünsche gelangte, den geliebten Gatten öffentlich als solchen zu nennen, sollten über Beide große und schwere Prüfungen dahin gehen. In Folge des vorjährigen Bürgerkrieges, während dessen die meisten Felder unbestellt geblieben waren, sowie der erwähnten Ueberschwemmungen trat in Böhmen eine Hungersnoth ein, wie sie dieses gesegnete Land nie gesehen. „Schauderhaft," berichtet Böhmens größter Geschichtschreiber, „sind die Szenen, welche uns gleichzeitige Schriftsteller von dieser Noth entwerfen; wie hier das ausgehungerte Volk, leichenähnlich, schaarenweise zu den Wohnungen der wenigen

Wohlthäter, die noch etwas zu geben hatten, zusammenströmte, dort in wilder Verzweiflung in die Häuser einbrechend, den Reicheren die Töpfe vom Herde wegriß oder wüthenden Bestien gleich über Alles herfiel, womit es das Leben zu fristen hoffte, Menschen, Thiere, Leichname von beiden verzehrte, oder mit Baumrinden, Knospen und Gräsern sich zu nähren meinte; wie es auf offenen Plätzen zu Hunderten hinstarb, man nicht genug Hände finden konnte, die Leichen hinwegzuschaffen; wie man bei Prag allein acht ungeheure Gruben bereitete, wohin die Leichname geführt und zu Tausenden in eine jede hineingeworfen wurden u. s. w."

In dieser furchtbaren Heimsuchung, in der Böhmen nicht weniger als 600.000 seiner Bewohner verloren haben soll, stand Záwiš mitten innen und suchte durch aufopfernde Thaten seine Schuld gegen Libuša zu sühnen. Wo das Elend am größten war, da erschien er als Rathgeber und Helfer. Er ließ in Ungarn große Mengen Getreide aufkaufen und nach Böhmen führen, wo es zu Brod verbacken wurde, welches er theils zu billigen Preisen verkaufen, theils unentgeltlich unter die Armen vertheilen ließ. Sein Beispiel spornte auch andere Große zu gleichem Handeln an, und so ward er vielen Tausenden ein Retter. Als endlich nach Jahresfrist eine überreiche Ernte dem Elend ein Ende machte, war

der Name Záwiš von Falkenstein hochgepriesen, soweit die böhmische Zunge klang.

Und war er nun glücklich? Der strenge Ernst, der sich in seinen Zügen festgesetzt hatte, sprach nicht besonders dafür. Auch trafen ihn nach der allgemeinen Heimsuchung persönliche Widerwärtigkeiten und Trübsale, die ihn nicht zum Genuße des Glückes kommen ließen, das ihm von anderer Seite lachte. Seine königliche Gemahlin erkrankte und schwebte lange zwischen Tod und Leben. Außer den erschütternden Szenen des allgemeinen Elendes um sie her hatte der Kummer um ihren, trotz aller Zusagen, von dem Markgrafen von Brandenburg an einem unbekannten Orte zurückgehaltenen Sohn, sowie Záwiš' zunehmende Verdüsterung an ihrem Herzen genagt und ihre Gesundheit untergraben. Als es endlich Záwiš sorgfältigen Bemühungen gelungeu war, sie dem Leben zurückzugeben, ward er an das Sterbebett seiner Mutter gerufen. Das Schicksal vergönnte ihr nicht, die vollständige Erfüllnng ihrer stolzen Wünsche zu erleben: noch immer war ihr Liebling nicht der öffentlich anerkannte Gemahl der Königin von Böhmen, und noch standen diesem höchsten Ziele ihrer Wünsche gewichtige Hindernisse im Wege. So hatte Záwiš nicht einmal den Trost, durch Libuša's Opferung seine schwärmerisch verehrte Mutter völlig befriedigt aus dem Leben gehen zu sehen.

Und es verging noch eine geraume Zeit, und er mußte von den sich neu wider ihn regenden alten Feinden noch lange verderbliche Anschläge befürchten, bevor er öffentlich als Gemahl seiner Königin auftreten durfte, denn trotz der gebotenen großen Opfer zögerte doch die römische Curie mit dem nachgesuchten Dispens.

Endlich schienen die düstern Wolken, die über dem Glücke Záwiš' und seiner Königin gelagert waren, sich zu zerstreuen. Sternkundige Männer weissagten aus dem Erscheinen eines neuen helleuchtenden Sternes, der die Sichel des Mondes berührte, die vom ganzen Lande ersehnte Ankunft des Königs. Und wirklich ward diese bald darauf von dem Markgrafen von Brandenburg auf einen bestimmten Tag in Prag angesagt. Am vierundzwanzigsten Tage des Maimonats 1283 hielt der königliche Jüngling seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt seines Reiches. Die Barone und Ritter ritten ihm entgegen; die Bürger empfingen ihn vor der Thoren unter Musik, Gesang und Tanz. Die Geistlichkeit geleitete ihn in Prozession in das königliche Schloß, während das alte Lied „Hospodin pomiluj ny!" im Volke erscholl.

Die Feinde Záwiš' hatten aber dafür Sorge getragen, daß ihm und der Königin diese Ankunft verborgen blieb. Sie fürchteten den Einfluß, den Beide auf den königlichen Jüngling gewinnen möchten, und wollten den-

selben an sich reißen. Auch gelang es ihnen, da sie durch Diepold von Reichenberg dessen Collegen in der Landesverwaltung, den Bischof Tobias, für sich gewonnen, sehr leicht, und so geschah es, daß alle Hofämter des neuen Königs in die Hände mehr oder weniger entschiedener Gegner Záwiš' fielen. Burghardt von Janowitz auf Winterberg, einst Böhmens Oberstlandmarschall, ward Obersthofmeister, Zbislaw Zagjc von Třebaun Oberstlandkämmerer, Zdislaw von Löwenberg Oberstburggraf, der Anderen nicht zu gedenken.

So großen Einfluß indeß diese Herren auf den zwölfjährigen König erlangten, so konnten sie es doch nicht hindern, daß derselbe eine mächtige Sehnsucht nach seiner Mutter empfand, ihren Aufenthalt auskundschaftete und sie durch Boten bitten ließ, zu ihm zu eilen. Die überraschende Freudenbotschaft traf sie an der Seite ihres Gatten. „Gott sei gepriesen!“ rief sie aus, „das ist der Prüfungen Ende! Komm, mein Freund, und laß uns in die Arme meines Sohnes eilen! Ich werde ihm sagen, was er Dir verdankt, was Du für ihn und seine Mutter gethan, ich werde ihm Alles sagen, was ihn zwingen muß, Dich mit Freuden als seinen zweiten Vater anzuerkennen.“

„Das ist zu früh,“ entgegnete Záwiš ernst; „geh' Du Deinen Sohn zu begrüßen und bereite mir den Weg

zu seinem Herzen; aber sage ihm noch nichts von unserer Verbindung, das könnte leicht Alles verderben."

„So soll dieser Zwang noch länger fortdauern?" sagte sie betrübt.

Er bewies ihr, daß es nicht anders sein könne, und so entschloß sie sich allein nach Prag zu eilen.

Sie ward von dem Könige mit wahrer kindlicher Freude empfangen. Er umschlag sie mit warmer Inbrunst und herzte und küßte sie unter Freudenthränen. Dann erzählten sie einander, was sie seit ihrer Trennung erlebt. Er hatte kaum minder gelitten wie sie, lange Zeit war er wie ein Gefangener gehalten worden und hatte oft am Nothwendigsten Mangel leiden müssen. Erst in den letzten Jahren hatte er eine bessere Behandlung erfahren. Die Königin vergoß viele Thränen bei der Erzählung ihres in so zarter Jugend schon so schwer geprüften Sohnes.

Alle Bemühungen der Gegner Záwiš' konnten die kindliche Liebe des Königs zu seiner Mutter nicht ersticken, nicht das Vertrauen untergraben, das aus dieser Liebe floß. Sie erzählte ihm, was Záwiš für ihn und sie und das Vaterland gethan, reizte sein Herz zur Bewunderung des seltenen Mannes und zu dem Wunsch, ihn näher an sich zu ziehen.

Zur großen Ueberraschung aller Barone des Hofes erschien plötzlich ihr alter, ebenso beneideter als gehaßter

Feind Záwiš von Falkenstein in der nächsten Umgebung des Königs. Wohl hatten sie Ursache darüber zu erschrecken, denn es zeigte sich nur zu bald, daß der König dem hochbegabten Manne sein ganzes Vertrauen schenkte und in allen Regierungshandlungen seinen Rathschlägen folgte. Wenn es so fortging, das mußten sie sich sagen, ward der verhaßte Záwiš thatsächlicher König von Böhmen.

Vergebens suchten sie ihn aus dem Vertrauen und der Gunst des Königs herauszutreiben. Als sie endlich einsahen, daß sie auf dem Wege der List nicht zum Ziele kommen konnten, entschlossen sie sich zur Gewalt. Alles, was ehedem den Witkowetzen feindlich gegenüber gestanden, ward zu erneutem Hasse aufgestachelt und zu einer Verschwörung gegen den „unberufenen Rathgeber und Unheilstifter“ herangezogen. Nur der einzige Hynek von Lichtenburg trat nicht wieder auf ihre Seite, freilich nicht aus wirklich veränderter Gesinnung gegen Záwiš, sondern weil er sah, daß dieser fest in der königlichen Gunst stand und er es mit dem König selbst nicht verderben mochte.

Es blieb nicht verborgen, daß die Feinde Záwiš' Böses gegen diesen vorbereiteten, und er hatte so viel Freunde im Volke wie unter dem Adel gewonnen, daß sich bald eine Partei für ihn bildete, welche der Gegenpartei leicht die Spitze bieten konnte. So sehr sich Záwiš

über den unauslöschlichen Haß seiner Widersacher betrübte, so hatte er doch auch die Genugthuung, die Edelsten der Nation sich um ihn schaaren zu sehen. Außer den Männern seines Geschlechtes standen zu ihm sein treuer Schwager Hroznata, der ruhmgekrönte Hynek von Duba, Jaroslaw von Sternberg, Albrecht von Seeberg, Mutina von Kostomlat, Andreas von Kamčihora aus dem Hause Beneschau, Pota von Potenstein, Soběhrad von Litiz, Holen von Wildenstein und Hynek von Lichtenburg, der Anhänger im Volke nicht zu gedenken.

Als Záwiš sah, daß er die Besten des Adels und die Mehrheit des Volkes für sich hatte, beschloß er gegen seine Feinde, die, im Besitze der höchsten Landesämter, seinen besten Absichten und weisesten Rathschlägen hemmend in den Weg traten, rücksichtslos zu verfahren. An einem Tage erhielten sie sammt und sonders vom König ihre Entlassung, und in ihre Aemter trat Záwiš mit den bewährtesten seiner Freunde. Er selbst übernahm das Obersthofmeisteramt, sein Vetter Oger von Lomnitz ward Oberstlandkämmerer, Hroznata von Husitz Oberstburggraf, Hynek von Duba Obersttruchseß, Jaroslaw von Sternberg Oberstmundschenk, Witek von Krumau (Záwiš' Bruder) königlicher Unterkämmerer. Mit Freuden verwaltete jetzt auch der ehrwürdige Propst M. Peter sein Amt als Oberstkanzler wieder.

Die gestürzten Gegner schnaubten Rache und rüste=

ten zum Kampfe. Bald zogen sie mit Heeresmacht gegen die Besitzungen ihrer Feinde, und auf's neue sah Böhmen das gräßliche Schauspiel eines Kampfes zwischen Brüdern. Záwiš und seine Anhänger behaupteten in den meisten Kämpfen das Feld, aber da sich die Feinde in ihre festen Plätze warfen, so stand ein langer Bürgerkrieg in Aussicht.

Während die beiden Parteien gegeneinander kämpften, rieth der Oberstkanzler dem König, die Vermittlung seines kaiserlichen Schwiegervaters anzurufen. Der König that dies und der Kaiser erfüllte gern den Ruf. Er eilte mit Heeresmacht herbei, berief Abgeordnete der streitenden Parteien in sein Lager und bewirkte ihre Aussöhnung und unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Königs bei Verlust ihrer Ehre und Güter.

Wieder war es Záwiš' Mäßigung als Sieger, welchem das Zustandekommen des Friedens hauptsächlich zu verdanken war. Er verzichtete auf allen Ersatz des seinen Besitzungen von den Feinden zugefügten Schadens, und bewog auch seine Freunde zu solcher Verzichtleistung. Freilich blieb er mit diesen dafür, wie billig, im Besitz der Landsämter und der vollen königlichen Gunst.

Fast gleichzeitig mit diesem Frieden traf der langeersehnte, mit schweren Opfern erkaufte Dispens von Rom ein. Und nun stand der öffentlichen Verbindung der Königin mit ihrem geliebten Záwiš Nichts mehr im

Wege. An einem herrlichen Junitage des Jahres 1284 feierten sie unter großem, wahrhaft königlichem Gepränge ihre Hochzeit im Königshofe zu Prag.

Ob der nun fast zu königlichen Ehren emporgestiegene Mann an die verstoßene Tochter des Volkes dachte, als er an der Seite seiner königlichen Frau unter den glänzenden Gästen saß, die sich seines Glückes freuten? Vielleicht, aber er hat's Niemandem gesagt. Zwei aber dachten bestimmt mit Wehmuth der edlen Verstoßenen: Hroznata von Husitz und seine Bertha.

Um dieselbe Zeit, als die Hochzeitsklänge durch die Hallen des Prager Königshofes rauschten, saß Libuša auf ihrem stillen Schlosse im herrlichen Thale der Thaya an einem Sterbebette, die fromme Pflicht einer barmherzigen Schwester übend.

In dem Bette lag eine abgezehrte, den Tod in allen Zügen tragende Frauengestalt, die grauenerregende Ruine einer einstigen Schönheit, die in ihren glänzendsten Tagen den Namen Ludmila von Mahrenberg geführt. Einst an einem stürmischen Apriltage war Jodok mit Scarlatti hinausgegangen auf die Jagd, da waren sie auf ein in Lumpen gehülltes, deutliche Spuren des Wahnsinns an sich tragendes Weib gestoßen, das sich kraftlos am Boden gekrümmt und Gräser aus der Erde gerissen hatte, sich

damit zu nähren. Mit Staunen und Grauen hatte Scarlatti in dem Jammerbilde die einstige Geliebte, Ludmila von Mahrenberg, wieder erkannt und den gutherzigen Riesen ohne Mühe bewogen, sie aufzuheben und in's Schloß zu tragen. Mit heiligem Erbarmen hatte die milde Herrin die Unglückliche aufgenommen und ihr schwesterliche Pflege angedeihen lassen. Anfangs hatte sich dieselbe etwas erholt, aber es war nur das letzte Aufflackern der erlöschenden Lebensflamme gewesen. Der größten Sorgfalt von Seiten Libuša's ungeachtet, war die Kranke bald wieder kränker geworden, und nun lag sie nach langem Todeskampfe, ohne je wieder zur klaren Besinnung gekommen zu sein, in ihren letzten Zügen.

Jetzt kam der Burgkaplan, um die scheidende Seele mit seinem Gebete zu begleiten. Als er das Amen sprach, hatte Ludmila ihren letzten Athemzug gethan, und die arme Seele stand vor dem Richter, der auch der Erbarmer ist.

Libuša drückte der Leiche die Augen zu, dann verließ sie mit dem Kaplan das Todtengemach.

Den nächsten Tag ward die Todte von den Bewohnern des Schlosses still zur Erde bestattet.

Das war seit langer Zeit das erste traurige Ereigniß, das den heitern Frieden dieses Schlosses unterbrochen hatte. Mit der ganzen Kraft ihres klaren und gesunden Geistes hatte Libuša den Jammer des über

Verrath schreienden Herzens erstickt und das Leben als eine heilige Pflicht umfaßt. Mit Vater und Kind, Freund und Gesinde war sie nach einer neuen Gegend übersiedelt und hatte zwischen neuen Bergen, an neuen Ufern, unter neuen Bäumen mit den alten treugebliebenen Herzen ein neues Leben begonnen. Mitten in einer Welt des Hasses hatte sie, begünstigt von einer abgeschiedenen Lage, ein kleines Reich der Liebe gegründet. Da ward dem Gott der Liebe im Geist und in der Wahrheit gedient, da ward alles Gute und Heilige gepflegt, da walteten alle heitern Genien der Menschheit am traulichen Herd. Aber wenn Libuša der Verewigung eines großen Herzeleids durch echte Lebensweisheit einen Damm entgegensetzte, so vergaß sie darum ihrer Liebe nicht, und in ihren Gebeten nahm das Gebet für Záwiš von Falkenstein nicht die letzte Stelle ein. Es fand auch nie eine andere Liebe in ihrem Herzen Raum. Scarlatti's Liebe zu ihr wußte sie stets in den Gränzen einer reinen Freundschaft zu erhalten, die ihn an sie fesselte bis an seinen, im heitern Mittagsglanze des Lebens bei einem Gewitter durch den flammenden Todeskuß des Ewigen gefundenen Tod.

Ende des dritten und letzten Bandes.